C. Witton.

Ph.pr. 725 i (6 Lafontaine

<36604371460017

<36604371460017

Bayer. Staatsbibliothek

Sittenspiegel

für

das weibliche Geschlecht.

Von

August Lafontaine.

Sechster Band.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung.
1811.

Natur und Kunst,

oder

Täuschungen des Lebens.

Von

August Lafontaine.

Halle,
in der Rengerschen Buchhandlung.
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Natur und Kunst,

oder

die Täuschungen des Lebens.

I.

Ein Stückchen aus der Welt.

Da liegt im Gebirge ein wahres Feenland, bestehend aus einem bunten Gemisch von Dörfern, Kornfeldern, Hügeln, Thälern, Teichen, Wäldern und Wiesen. Mittendurch fließt ein Fluß bald durch mahlerische Klippen und hohe Felsen, den mäandrischen brausenden Gang, bald sanft durch den grünen Teppich schöner Wiesen. In Nord und Ost stieg das Gebirg hoch empor, bedeckt mit Eichenwäldern, und gab der Gegend das sanfte Klima Italiens.

Mitten in diesem Paradiese stand ein Schloß an einem Hügel gelehnt, zwischen einem schönen Park und einem Dorfe, das zum Gute gehörte. Und dieses Eden gehörte einem Knaben, den ihr da stehen seht, lächelnd, wie den Amor, aber tausendmal unschuldiger, bei dem

Neste einer Nachtigall, mit der er eine zarte Freundschaft geschlossen hat, wie mit allen lebendigen Wesen rings um sich, den Habicht, die Weihe, und alle Raubvögel ausgenommen. Andere Raubthiere kennt er nicht, am wenigstens die Raubthiere auf seinen Gütern.

Sein Vater starb, da er fünf Jahre alt war, seine Mutter, getheilt zwischen dem Schmerz um den geliebten Mann, und zwischen der Liebe gegen den Sohn, kämpfte ein Jahr lang zwischen Leben und Tod. Der Gram siegte. Sie starb dem Manne nach, und der Knabe, der Hans hieß, wie der Ahnherr seines Geschlechts, weinte heiße Thränen am Sarge der Mutter. Aber der Prediger zeigte ihm zwei glänzende Sterne am Himmel, und sagte, selbst weinend; (denn er hatte die Eltern des Knaben zärtlich geliebt:) „Schau auf, Hans! dort wohnen Deine Eltern!“ Der Knabe war getröstet, und alle Abende suchte er die Sterne am Himmel, (es waren zwei Sterne im Schwan) und sah grüßend zu ihnen auf. Er

trauerte, daß sie im Winter nicht da waren, er jauchzte, wenn er sie im Frühling wieder entdeckte.

„Wenn meine Eltern hoch am Himmel stehen," sagte er oft — „so ist die Zeit der Johanniswürmchen."

Aber nun kam seines Vaters Bruder, sein Vormund, der Graf Roden, um die Verwaltung der Güter seines Neffen einzurichten. Er brachte sogleich einen Pächter der Güter mit. Der alte treue Administrator der Güter, der funfzig Jahre auf den Gütern und in dem Hause des Grafen gelebt hatte, wurde abgedankt.

Er hatte nichts erworben, als die Liebe seiner Herrschaft. „Der Narr!" sagte der Oheim lachend, da der Prediger ihm eine Vorstellung über die Hülflosigkeit des alten treuen Bedienten machte — „Warum ist er hülflos? Ich bin Vormund, ich habe nichts zu schenken!"

Der Alte zog den Knaben in einen Winkel, und drückte ihn herzlich an seine Brust. „Ich gehe wie ein Bettler von hier, Hans; aber bleib Du nur gut, und halte Dich an den Pastor!"

Hans weinte von Herzen, und sagte: „Ich kann nichts thun; aber ich will einen recht glänzenden Stern für Dich aussuchen, und dabei will ich an Dich denken, bis ich groß bin."

Der alte treue Mann gab seine Tochter, ein Mädchen von zwei Jahren, dem Prediger, bis er irgend ein Unterkommen gefunden hätte, und verließ das Thal und die Menschen, die er liebte, auf immer.

Graf Roden, der Oheim, war reich gewesen; aber ein Leben voll Verschwendung hatte seine Umstände zerrüttet. Seine junge Gemahlin war eine genialische Frau, die Zierde jeder Gesellschaft; aber sie wollte Italien sehen, und in Neapel wie Lady Hamilton leben. Sie wollte in ihrem Hause nur Antiken sehen, nur die Meisterstücke der italiänischen Schule, sie wollte nur englische Meubles und Wagen haben, und Kleider aus Paris. Ihr Mann mußte ein arabisches Pferd reiten, und sie trug einen Shawl aus Kaschmir.

Graf Roden war eben in Verlegenheit, da sein Bruder starb. Ein Mensch, wie es Tau-

sende in der Welt giebt, half ihm aus der Verlegenheit, mit dem Bedinge, daß er die Güter seines Bruders pachten sollte. Roden war ganz unabhängig als Vormund. Die Pacht der Güter war gering. Remissionen wurden voraus bewilligt. Eine Hand wusch die Andre. Graf Roden gerieth von Verlegenheit in Verlegenheit. Der Oberamtmann Schleier theilte den Raub mit dem Grafen.

Der Mensch erträgt lieber die Vorwürfe seines Gewissens, als einer schönen Frau. Der arme Hans! Man vergaß ihn ganz.

„Auch sieht er gar nicht so aus," sagte der Graf, sein Gewissen beruhigend — „als wollte der Knabe nur zehn Jahre leben, liebes Gewissen! Die Röthe auf seinen Wangen, seine weißen schönen Zähne kündigen eine Schwindsucht an." Der Knabe war ein Bild der Gesundheit.

Der Graf wollte anfangs seinen Neffen zu sich nehmen. „Freilich wäre das gut," sagte die Gräfin — „aber — aber —"

„Freilich! Aber — aber was meinst Du, theure Julie?“

„Warum soll man die Augen der Welt auf die Existenz des Kindes lenken? Man weiß, er ist reich. Wir werden ihm nicht Unrecht thun; aber — aber — die Welt denkt immer Arges, von dem Unschuldigsten in der Welt.“

„Hm! freilich! ja! aber —“

„Er fände Rathgeber, Ohrenbläser. Freilich, was können sie sagen; aber —“

„Hm! freilich! ja! Wir sind in Verlegenheit. Zu klug möchte ich das Kind nicht haben.“

„Zu sichtbar eben so wenig. Bleibt er hier auf dem Gute: so — wer weiß von ihm?“

„Hm! freilich! ja!“

Der Knabe wurde also dem Oberamtmann Schleier übergeben. „Zu klug, Herr Oberamtmann, taugt nicht, für uns Beide nicht. Das sehen Sie wohl!“

Der Oberamtmann lächelte. „Freilich! ja! Lassen Sie mich machen! Er soll anständig erzogen werden, Herr Graf!“

Ein Verbrechen ist das Thor zu jedem andern. Der Knabe blieb im Schlosse, und machte, was er wollte. Zu klug muß er nicht werden. Der Schulmeister lehrte ihn lesen und schreiben. Das war alles, was man für ihn that.

Es war ein Stückchen aus der Welt.

2.
Eine Schäfer-Idylle.

Graf Hans hatte einen Bedienten, hatte sein Zimmer, aß mit der Familie des Oberamtmanns, und war frei, wie die Luft um ihn her. Es war Winter gewesen, da der alte treue Bediente Abschied von ihm genommen hatte. Hans hatte für ihn einen Stern ausgesucht, und der Sirius hieß Jakob. „Halt Dich an den Pastor!“ hatte aber Jakob gesagt, und so ging Hans recht fleißig zum Prediger; der empfing ihn jedesmal mit herzlicher Freude.

Aber Graf Hans war auch bei den Jägern und Bedienten, bei den Jägern am liebsten;

denn sie erzählten ihm von dem wüthenden Heer, und Gespenster- und Räubergeschichten. Dabei machte er Fortschritte in der schönen Kunst. Er pfiff und sang hundert Lieder aus dem Knaben-Wunderhorn, die ihn die Jäger lehrten, und pfiff und sang sie mit einem wundersüßen Gefühl im Busen. Er durchstreifte mit dem Revierjäger Forst und Feld, und war als ein achtjähriger Knabe fast so gelehrt, als ein gelernter Jäger. Alle Welt hatte ihn unbeschreiblich lieb; selbst der Oberamtmann, der sonst eine gute Art Mann war, hatte auf die Länge nichts mehr gegen den Knaben, der ihn so lieb hatte, und der ihn seine Liebe so unverhohlen zeigte.

Aber dabei hatte Graf Hans etwas eigenes, das Niemand kannte, was er Niemandem verrieth; denn er hatte gar keine Worte dafür. Er war ein Geisterseher eigner Art. Die erste Frühlingsluft bewegte sein Herz im Busen so, daß er sich vor Vergnügen nicht zu lassen wußte. Der Anblick der Nacht, eines schönen Abends, wenn der Schwan aufging, oder über ihm stand, und die schwebenden Edelgesteine der Johannis-

würmchen um ihn her: so wurde eine sanfte Freude in seiner Brust so wunder groß, daß seine Augen naß wurden; dann — sang er nicht — sondern er dachte nur sein Jägerlied:

Im Walde, Nachts, da kommt es her,
Aus dunkelgrünen Linden,
So still, so bleich, so schauerschwer,
Und muß mich immer finden.
Es faßt mein Herz, die Hand es hält,
Und zieht in eine andre Welt
Auf lichte Wolkenhöhen,
Worin vor Lust
Und süßem Schmerz
Die volle Brust,
Das kranke Herz
In Leid' und Freud' vergehen!

Da seh ich, was ich nie gedacht,
Im lichten Nebelschatten
Die Sonn' und Mond, und Tag und Nacht
So schauerlich sich gatten.
Und alles, was ich je gewollt,
Steht schwebend da in Glanz und Gold
In liebenden Gestalten.
Mein Athem stockt,
Das Leben flieht,

Das Licht mich lockt,
Das Gold mich zieht!
Ich muß! was kann mich halten? —

Das dachte er; dann sang er es leise mit sanft bewegten Lippen; und dann hinaus in den Wald, in die dunkelste Nacht der Eichen, um die lichten Gestalten einer fremden Welt zu sehen, die ihn an sich zogen mit einer wunderbaren Gewalt.

Aus den einfachsten Liedern zog seine Phantasie wundervolle Gestalten hervor; aber man verstand ihn nicht, wenn er davon sprach. Graf Hans war von dem ganzen Dorfe geliebt. Aber am meisten von dem alten Prediger, der noch seine beiden vortrefflichen Eltern in ihm liebte, und das gemißhandelte Kind. Denn der Prediger, so wenig er auch wußte, wie man sein Vermögen plünderte (er war zu einfach zum Mißtrauen) sah doch etwas, und das war viel.

Er hatte oft gehört, welche Plane des Grafen Eltern für ihres Sohnes Erziehung gehabt hatten, und nun wuchs Graf Hans unter Jägern und Domestiken wild auf. Er schrieb

einmal für ihn an den Grafen; man machte dem alten Mann Verdruß, und der Graf wurde abgehalten, zu ihm zu kommen. Das war alles, was der Brief bewirkt hatte. Der Prediger dankte Gott, daß man ihn endlich vergessen hatte, und daß Graf Hans wieder kam.

Aber er kam gern zu dem Prediger; denn der alte Mann hatte auch seine Weise zu erzählen, so gut wie die Jäger. Er erzählte ihm Josephs Geschichte, wie seine Brüder es böse mit ihm gemeint, und Gott es gut mit ihm gemacht, und wie Joseph endlich der Erste nach dem König geworden, und wie er nun seinen Brüdern verziehen und ihnen wohlgethan hatte. Mit der bewegten Stimme des Alten drückte sich die Lehre tief in sein Herz. „Das kann Frömmigkeit und Furcht Gottes, mein Sohn! Mich dünkt," setzte der Alte, des Knaben Hand nehmend, hinzu — „sie haben hier es auch böse mit Dir im Sinne; aber Gott wird es auch gut mit Dir machen, wenn Du ihn fürchtest und fromm bist. Dann gieb Dich ihnen auch zu erkennen, und verzeihe ihnen!"

Der Knabe wußte zwar nicht, was der Alte meinte; aber es ergriff sein Herz gewaltig, und als er mit der kleinen Sophie, des alten Jakobs Tochter, in den Garten ging, sang er:

Mein Horn durch alle Welt erschallt!
Schwarzbraunes Mädchen, komm!
Denn still und dunkel ist der Wald,
Und ich bin still und fromm!
Die Brust sich dehnt,
Das Herz sich sehnt
Nach Dir, o Mädchen! komm!
Ich bin ja still und fromm!

Und dabei drückte er Jakobs Sophiechen an seine Brust, mit der Empfindung Josephs, da seine Brüder ihn erkannten.

„Ja, Du bist recht fromm," sagte das Mädchen lachend — „und läufst mit den Jägern im Forste umher, und reitest die wildesten Pferde."

Sie mochte es aber wohl leiden, daß er so im Forste umher lief, und die wildesten Pferde ritt. Sie hörte ihren Pflegevater so reden. Sie mochte selbst wohl mit ihm im Walde umherlaufen; denn er wußte, wo die schönsten Erd-

beeren wuchsen, wo die schönsten Vögel nisteten. Er kannte die Eichhörnchen-Nester; denn er kletterte fast eben so schnell, als ein Eichhorn.

Und so theilte sich Hans zwischen den Jägern und Jakobs Sophien. Mit den Jägern war er ein halber Mann, mit Sophien ein spielendes Kind.

Er hatte eine Art von Liebe auf das Mädchen geworfen; denn der Prediger sagte ihm oft: „Den treuen alten Jakob, der sein Leben für Dich und Deine Eltern gelassen hätte, den haben sie hinausgeworfen in die Welt, und seine Tochter zu einer Waise gemacht. Hans, Hans! Du hast einst viel wieder gut zu machen an dem Mädchen. Hungernd irrt der ehrliche Jakob in der Welt umher, und sein einziges Kind! Hans, schau die Sterne Deiner Eltern an!"

Was den Knaben so ergriff, war der Name Jakob. Es kam ihm vor, als sey der Bediente der Patriarch Jakob, und er sein Sohn, und Sophie der geliebte Benjamin. „O wenn ich erst groß bin!" rief er schmerzlich, und er reichte Sophien die Hand. Und drei

Tage hindurch war er fast immer bei dem Prediger oder Sophien.

Er brachte ihr alles, was er seltenes fand im Walde: ein kleines Reh, ein Eichhörnchen, Erdbeeren, Heidelbeeren und Blumen. „Ich bin Dein Jäger!" sagte er zuletzt, und bei dem schwarzbraunen Mägdelein dachte er seitdem immer an die blauäugige Sophie.

Sie kam ihm jedesmal auf dem Rückwege entgegen, um ihm ihr Geschenk abzunehmen, und um mit ihm von der Höhe hinab zu laufen. Sie allein lernte von ihm die Räthsel seines Busens. Sie kannte die Sterne seiner Eltern, und den Stern Jakob, der nur im Winter glänzte. Sie mußte ihn ja lieb haben, weil er ihren Vater so ehrte.

„Wüßte ich einen Stern," sagte sie, ihre Hände in seinem Busen wärmend — „der immer, aber immer am Himmel bliebe: so sollte der Dein Stern seyn, Hans!" Er zeigte ihr die Sterne am Pol. Sie wählte einen davon und nannte ihn Hans, er wählte den Polarstern, und nannte ihn Sophie. „Der bleibt

immer auf einer Stelle, Sophie," sagte er lächelnd. — „Wir wollen auch immer so beisammen bleiben, wie die beiden Sterne." Sophie ließ sich ihn recht zeigen. Sie lächelte dem Sterne zu, und sagte: „Ich will den mit Deinem Namen alle Tage ansehen. Aber er geht doch gewiß nicht unter?"

„Gewiß nicht!" sagte er unschuldig, und sie drückten sich die Hände, vor kindlicher, schöner Freude.

Der Knabe war gerade so, wie man ihn haben wollte. Es kam nicht ein Wort aus seinen Lippen, das den Herrn der Güter verrieth. Er hatte seine Pferde, seine Hunde, seine Büchsen, sein Waldhorn, das er leidlich blies, sein Taschengeld, das er nicht gebrauchte. Er ging mit den Jägern, die er liebte, die ihn liebten. Er ging allein, er ging mit Sophien, und bei der war er ein Kind.

Aber es waren tiefe Eindrücke in des Knaben Seele gepreßt. Der treue Jakob war weggejagt, weil er treu war; und an ihn selbst war das Glück Sophiens gewiesen. Man hatte es

hier mit ihm böse im Sinne. Er wußte nicht, warum. Der Prediger erklärte sich nicht deutlich darüber. Aber er glaubte dem Prediger, weil er treu war, wie Jakob.

Je älter er wurde, desto öfter redete der Pfarrer mit ihm. Der alte Mann, dessen Vater und Großvater Prediger hier gewesen waren, hatte eine große Kenntniß von den Vorfahren des Grafen. Sein ganzer Unterricht bestand nun in Erzählungen von den edlen Thaten seiner Vorfahren. Bei diesen Erzählungen brannte die Seele des Knaben. Aber wie er nun war, über seine Lippe kam kein Wort, weder Böses noch Gutes. Er trug seine Empfindung in die Felsen am Fluß, in das Dunkel des Waldes, oder in Sophiens treue Brust, die nie verrieth, was er ihr sagte.

Auch äußerte er hier zum erstenmale eine Stärke, die man ihm nicht zugetraut hatte, und die Alle in Erstaunen setzte.

Er kam von dem Prediger. Er ging über den Vorsaal, an dessen Wänden die Gemählde aller seiner Vorfahren hingen. Hieher hatte sie

der Oberamtmann aus dem großen Eßsaale verwiesen. Er ging auf und nieder vor ihnen, auf den Nägeln tiefsinnig käuend, und wiederholte die Worte des Predigers in sich: „Sey redlich wie sie, Hans! Sey furchtlos, wie der Hans, der Erste, der den Adel erwarb, weil er dem Kaiser in der Noth treu blieb. Sey treu, wie er, Deinen Freunden! Sey still und groß, wie Siegmund, den sein Fürst in den Grafenstand erhob."

Das wiederholte er still in sich. „Aber," rief er lebhaft einem alten Bedienten zu, der noch bei seinem Vater gedient hatte: „Ich hätte sie hier nicht hergehängt!"

„Sie hingen auch, so lange Ihr Vater lebte, im Eßsaale, Gräfchen!" sagte der Alte, kopfschüttelnd.

Mit der Glut des Zorns auf den Wangen, lief er zu dem Oberamtmann ins Zimmer, und rief: „Die Gemählde meiner Ahnherrn müssen wieder in den Eßsaal!"

Der Oberamtmann sah ihn groß an. „Müssen?" fragte er — „Graf Hans, wer will das?"

„Ich will es!" rief der Graf, die Hand auf die Brust legend, und so stolz, daß dem Oberamtmann das Auge offen blieb.

„Lieber Graf, Sie bedenken nicht, daß ich hier Herr bin!"

„Sie?" rief Hans kalt — „Sie? Daß in einer Stunde die Gemählde im Eßsaal hängen, oder ich werde zeigen, wer Herr hier ist!" Und er ging hinaus.

„Kurios!" sagte der Oberamtmann, und sah seine Frau an. „Das ist impertinent!" sagte sie lachend. Aber es war etwas in den Worten gewesen, was befahl. Der Pächter sagte: „Wir können dem Kleinen ja den Gefallen leicht thun." Die Gemählde hingen im Eßsaal, und Hans sprach nie mehr ein Wort darüber.

Seine vorige Lebensart hob wieder an. Der Oberamtmann ärgerte sich, daß er gehorcht hatte. „Er soll mir nicht wieder so kommen!" setzte er hinzu. Aber Hans kam wieder so. Ein Holzknecht hatte einen armen Tagelöhner, der Holz gesammelt hatte, gemißhandelt. Man zog den armen Teu-

fel dazu noch ein. Hans hörte die Trauergeschichte von Sophien, die den armen, ehrlichen Mann achtete. Hans seufzte mit ihr über die Härte. Aber kaum war er zu Hause, da ließ er sich das Gefängniß öffnen, gab dem Armen Geld und sagte: „Du kannst nach Hause gehen, und ich gebe Dir die Erlaubniß, die Woche zweimal Holz im Walde zu sammeln!“

Das geschah in Gegenwart der Leute auf dem Hofe. Hier aber fuhr der Pachter auf, und Hans sagte kalt: „Es ist so mein Wille!“

„Ich bin Pächter, Herr Graf!“

„Gut, vergessen Sie das nicht, und rechnen Sie mir an, was er an Holz holt. Ich will so! Und wer,“ setzte er mit funkelnden Augen hinzu — „einen Menschen wieder mißhandelt, der hat es mit meiner Peitsche zu thun.“ Hier erhob der dreizehnjährige derbe Knabe seine Reitpeitsche so kräftig, daß der Oberamtmann mit gefurchter Stirn schwieg.

Weiter kein Wort über die Sache.

Der Prediger drückte seine Lehren, die er dem Grafen gab, in ganz kurzen Sätzen aus,

und so behielt sie der Graf. „Der Teufel war auch einmal ein Engel!“ sagte er — „Das war einmal jeder Schurke, Graf! — Zur ersten Sünde, Hans, schleicht der Mensch leise und langsam, wie eine Schnecke, zur letzten schnell und verzehrend, wie der Blitzstrahl. — Das Herz der Unschuld ist kalt und stark wie Eis; aber die Wärme einer Leidenschaft zerschmilzt es, wie die Sonne das Eis. — Eine Sünde brütet tausend neue aus, wie ein Insekt tausend neue hervorbringt. — Mit der Sünde unterhandeln, ist schon Sünde. Ein reines Herz kennt sie nicht.“

Für jeden dieser Sittensprüche aber hatte der alte Mann eine Geschichte aus des Grafens Geschlecht, die den Satz bewies. Obwohl der Kleine nichts dazu sagte: so glaubte der Alte doch, daß seine Sentenzen in seinem Herzen haften würden. Denn Hans brachte sie bei irgend einer Gelegenheit wieder an.

So war Hans vierzehn Jahr alt geworden, und Sophie eilf. Es hatte sich nichts, und recht viel bei Beiden geändert. Auf ihren Spaziergängen goß der stumme Knabe sein

Herz, seine Gedanken in ihres aus; aber jedesmal setzte er dann hinzu: „Schweig, Sophie! schweig! Sieh, wie unsre Sterne, wollen wir fest stehen, und der Himmel soll sich um uns drehen, und wir wollen immer still glänzen, und sie mögen glauben, wir gehen auch unter, wie die andern. Laß nur alles, bis die Zeit da ist, Sophie!“

Sie drückte seine Hände in ihren, und sagte: „Ich kann wohl schweigen. Ich bin treu, wie mein Vater. Es ist ja alles gut! Was fehlt uns denn?“

„Viel! viel, Sophie! Recht viel! Aber laß uns warten! und schweigen!“

3.

Graf Hans bildet sich aus.

Der junge Graf war trotz seiner innern Welt voll Wundergestalten gar nicht empfindsam. Er war die fröhlichste Seele von der Welt, die geselligste dazu. Mit frühem Morgen, die Kuppel

bellender Hunde um sich, und den Haufen der Jäger und Treiber, zog er in den Forst. An der Pfarre ließ er die Waldhörner erschallen, und Sophie trat lachend in die Thür, den lieben frohen Jäger zu sehen. Ihr Herz erhob sich in jubelnder Freude von dem muntern Geschmetter der Hörner. Sie sah ihm freudig nach, wie der Eichenzweig auf seinem Hute ihm so wohl stand, wie Menschen und Hunde um ihn her waren, in froher Liebe. Sie hörte sein lautes Gelächter noch von der Höhe her herab schallen.

Er neckte die jungen Bauermädchen, die ihm begegneten, und lachend und neckend und singend ging's ans edle Waidwerk. Dann fand er Sophien schon an der Ecke des Forstes, und er hielt ihr seine Beute schon von Weitem entgegen, ein paar Rebhühner zum Braten für den alten Vater.

Dann an ihrem Arme ging er froh hinab, mit ihr kindisch plaudernd. Die Hunde kannte sie alle, so gut als er. Dann ging er mit ihr auf die Pfarre, und erzählte dem Alten sein heutiges Tagewerk; wen er gesehen, wen er gespro-

chen. Die Geschichte des Dorfs gab Sophie, wo irgend ein Kranker lag, wo ein Unglück vorgefallen war, und Hans reichte ihr seine Börse, die sie, ihm lächelnd zunickend, oft ganz ausleerte; und dann mochte er winken, so viel er wollte, so flog sie ins Dorf, und theilte aus. Der alte Mann sagte gar nichts dazu; es schien ihm, als müßte das so seyn.

Hans brummte, wenn Sophie zurück kam, daß sie die Kranken und Armen lieber hätte als ihn; und nach einer Minute war die üble Laune weg. Sie gingen Hand in Hand zum Reh, zu den Blumen, und Sophie plauderte ihm ihre Träume, ihre Gedanken, ihr ganzes Herz aus.

„Aber nun muß ich in die Küche," rief sie, und sie flog dem Hause zu. Der Bursche ging durchs Dorf singend aufs Schloß, und seine Augen glänzten vor Vergnügen. Er trank seinen Wein mit dem Oberamtmann. Dann ritt er aus, und immer Gallop oder Trott. Dann, um den Tag auszufüllen, ging er auf die Pfarre, holte Sophien ab, und ging mit ihr in die

Felsen am Fluß. Hier saßen sie ganze Stunden, und sie plauderte sich nicht müde, und er hörte sich nicht müde.

Sie sang dann:

Ich stand auf hohen Bergen,
Und sah ins tiefe Thal.

Und beide wußten nicht, warum ihre Herzen so voll wurden und so beengt. Und doch war es süße Freude. Er mußte ihre Hand auf seine Brust legen, und sie mußte ihm tief in das blaue Auge sehen, bis sie beide mit einem Seufzer endigten und mit dem Ausruf: „Hans! Sophie!“

Der alte Mann hatte gegen das alles gar nichts; denn ob er gleich alles um sich her liebte: so wußte er nicht, was Liebe war, noch weniger, daß sie sich im sechszehnten Jahre schon in ein Herz nisten könnte: und so alt war ja Hans, und Sophie dreizehn Jahr. Das schwarzbraune Jägermädchen machte in des Grafen Herzen wohl Bilder rege; aber sie standen im leichten Nebelschatten. Er athmete seine Seufzer aus, sah ihr ins frohe, blaue Auge, lächelte,

weil sie lachte, und ihr frohes kindisches Spiel legte seine innere Bewegung immer wieder an die schönen Blumenketten der frohen Wirklichkeit.

Seine Rhetorik hatte er von den Jägern. Er redete nicht viel besser als sie. Er gebrauchte die Jägersprache bei Allem. Die Gemählde seiner Vorfahren, mit Harnischen und Marschalsstäben in den Händen, seine Ahnmütter mit Blumen in den spitzen Fingern, ein paar Jagd- und Küchenstücke machten seine Gemählde-Gallerie. Er las wenig, außer in der Bibel; denn er war wirklich fromm. Er war tief erfüllt mit einer ehrfurchtsvollen Demuth vor dem höchsten Wesen, über das er aber gar nicht sehr metaphysisch dachte. Er zitterte nicht vor Gott. Er dachte mit hohem Vertrauen an den Regenten, an den Vater der Welt, der sein Glück, wie aller Menschen, in Händen hatte.

Schreiben kam gar nicht vor. Er thats auch nicht gern, wenns vorkam. An wen, was hätte er schreiben können? Seinen Namen schrieb er mit sehr schönen Buchstaben, die nur ein we-

nig groß geriethen. Zwar machte er, wenn er es haben konnte, alles lieber groß als klein.

Die schöne Leserin sieht, es läßt sich nicht viel zum Lobe des Grafen sagen; aber er hatte auch seine glänzenden Seiten. Man mußte ihn überall sehen, den Jüngling von siebenzehn Jahren, mit der anmuthigen Kinderfreundlichkeit auf dem schönen Gesicht, mit diesem furchtlosen Zutrauen, das gar nicht wie Muth aussah, sondern wie sichre Anmuth, die nie im Lächeln gestört ist.

Man mußte diesen Amor, ohne seinen listigen Blick, sehen, der zwischen Amor und Apollo auf der Gränze der Kindheit und Jugend steht; das lächelnde Kind hatte seine lieblichen Züge noch auf dem Gesichte gelassen; der übrige Körper gehörte einem schlanken Jünglinge zu. Man mußte die seelenvollen, glänzenden Blicke sehen, womit er alles begleitete, was er sagte, die zur Flamme wurden, wenn er etwas erzählte, was ihn interessirte. Der Ton seiner Stimme war rein, fest, wohlklingend; man wünschte, ihn singen zu hören, sein Wort war

schon Gesang. Man mußte den edlen Anstand sehen, den die Natur, oder den sein inneres kräftiges Gefühl ihm gab, und den vergebens der Tanzmeister lehrt; die leichten Bewegungen des Ganges, des Greifens, des Sprungs, des Reitens, des Laufens. So schwebt ein Gott durch die Lüfte, wie er, mit Sophien vom Berge herab.

Man mußte ihn in Bewegung sehen, zürnen oder lächeln. Er zürnte, wie ein Gott, er lächelte, wie die glückliche Liebe.

Dagegen hatte er kleine Eigenheiten. Er that, was und wie die Leidenschaft oder das Bedürfniß gebot. Er hustete oder nießte laut, er lachte aus voller Kehle. Er trat, war er unruhig, laut auf, ging das Zimmer stampfend auf und ab. Er that alles hörbar und sichtbar; sein Gesicht, seine Stimme, seine Bewegungen waren die Nachweiser seines Innern. Er hörte nicht zu, wenn Jemand etwas redete, was er nicht verstand, oder wofür er sich nicht interessirte. Er spielte lieber mit ein paar dänischen Hunden, oder verließ gar das Zimmer. Er war mit-

leidig, aber nicht höflich; hülffertig, ohne schöne Worte. Er sprang ohne Anstand einem Kinde ins Wasser nach, um es heraus zu holen; einen Zwirnknaul aufzuheben, besann er sich. Er schüttelte den Menschen, die er liebte, kräftig die Hand, oder schlug ihnen freundlich auf die Schulter, er wußte seinen Beifall nicht kräftiger auszudrücken.

So wie er einen Einfall aufsteigen fühlte, wollte er ihn auch ausführen, und er merkte nicht, wenn er daran ging, daß er Jemanden mitten in einer Rede stehen ließ.

„Es ist Graf Hans und bleibt der Graf Hans," sagte die Oberamtmannin. „Wie könnte er besser, wie anders seyn?" sagte Sophie zu ihrem Vater — „er ist ja die Güte, die Wahrheit selbst."

Das war sein äußerer Charakter, gebildet, so gut es in seiner Gesellschaft gehen konnte. Sein Inneres — doch das kannte nur Sophie — war einer Aeols Harfe gleich, auf der der Athem der Natur die schönsten Harmonieen hervor bringt. Er meinte, es wäre mit jedem

Menschen so. Er wußte nicht einmal, daß auch der Athem der Liebe die Aeolsharfe seiner Seele recht oft erregte. Sophie wußte es noch weniger.

Siebenzehn Jahr war er alt. Da fühlte er auf einmal eine Sehnsucht, die sich mit gar nichts mehr stillen ließ, die gerade dann am heftigsten war, wenn er mit Sophien still auf dem Felsen saß, und in den vorüber rauschenden Strom schaute. Es war ihm wohl, wenn Sophie das Haupt an seine Brust lehnte, und ihn mit dem muthwilligen Lächeln von unten auf in die Augen schaute, als hätte er nun alles, was das Daseyn begränzt und erhebt. Aber doch stand ein unbekanntes Verlangen in seiner süß beklemmten Brust, was ihn zugleich wegzog und fest hielt. Er sah das Mädchen so freundlich an, und dann hob er mit einem tiefen Seufzer das Auge in die Wolken.

„Was seufzest Du nun wieder?" fragte sie, und setzte sich zu einer Strafpredigt zurecht über seinen Ungestüm.

„Ach, Sophie!“ sagte er — „ists mir doch so wunderbar! Ich möchte mich da an die Wolke hängen und mit ihr fliegen!“ —

„So? und mich hier allein lassen?“

„Und zurück kehren zu Dir! Ich möchte in den Grund des Meers gehen, und das Meerreich durchwandern, wie der bezauberte Jäger. Sieh, Sophie! wie ists da hinter den blauen Bergen?“

„Gerade wie hier! wer weiß, ob einmal so schön! Bist Du hier nicht glücklich?“

„Das ists ja eben, Sophie! O ich wollte, Du könntest mich nur einmal recht verstehen!“

„O ich verstehe Dich, Du willst weg von mir!“

Er zog sie halb auf seinen Schooß, statt der Antwort. Aber er verfinsterte doch das Auge. „Ist Dir's denn nicht so, liebe Sophie?“

„O nein,“ sagte sie lächelnd und froh — „ich sehne mich ja nach nichts, als nach Dir allein! Morgens, Abends, immer! immer! Wo ist er? Was macht er? Denkt er an mich?“

„Geht mir es denn anders? Ach, liebe Sophie! Und doch — doch — O Du thust doch etwas! Du führst Deines Vaters Haushaltung. Ach, und ich! ich! Ach, ich habe Dirs versprochen, ich will nicht mehr so wild reiten. Ach, du Gute, ich habe gestern noch über den breiten Graben gesetzt, um nur etwas zu thun, wobei Gefahr ist. Ach, ich bin wohl so glücklich, aber auch recht unglücklich."

„So sprich doch! was fehlt Dir?"

„Ich möchte hinaus, weit, weit. Ach denk nur an das Lied:

Im Walde Nachts, da kommt es her,
Und lockt mich, wie der Tauber die Taube."

„Ich lasse Dich nicht weg. Ich halte Dich." Sie schlug beide Hände um ihn.

„Ach, Sophie! wenn Du mir sonst die Augen zuhieltest, und führtest mich umher, und ich wußte nicht, wo ich war: so mußte ich zuletzt Deine Hände wegreißen. So ists mir jetzt." Er machte die umschlingenden Hände von sich los.

Beide wußten nicht, daß ihn der Ruhm aus ihren Händen riß, uud daß ihn die Liebe hielt.

So sehnte er sich noch ein Jahr hin, und Sophie war es, die ihn allein beruhigen konnte. Ein schönes Bild der Alten, wo ein Amor einen Löwen mit Rosen fesselt. Aber der achtzehnjährige Jüngling war nicht mehr von dem Pächter zu bändigen. Er mischte sich in die Verwaltung der Güter. Er gab den Bauern Nachlaß der Steuern, wenn ein Unglück vorgefallen war. Er forderte größere Geldsummen; denn Sophie foderte von ihm Unterstützung der Unglücklichen, die sie jetzt immer mehr kennen lernte.

Der Pächter fühlte täglich mehr, wer Herr der Güter war, obgleich Hans ihn gar nicht haßte. Es war mit ihm gar nicht mehr auszukommen. Sein Oheim schrieb an den Pächter, er würde seinen Neffen abholen. Er hoffte, mit ihm besser fertig zu werden, als der Pächter. Man kündigte es Hansen an, und Hans sah mit verlangender Seele dem zweiten Akt seines

Lebens entgegen, trotz der Thränen seiner Gespielin, Sophie.

4.

Die neue Welt.

Der Graf Roden kam und sah den jungen Löwen, der an seinem Gitter voll Unmuth brach. Er nahm die Miene des Vormunds und des Oheims an, was er recht wohl verstand, aber Hans stand so furchtlos vor dem Oheim, wie vor Allen. „Es ist Zeit, Neffe," sagte er bedeutend — „daß Du die große Welt kennen lernst." Bei dem Wort: große Welt, lag die Erde wie ein unermeßliches Gefilde vor Hansens Phantasie, mit den himmelhohen Gebürgen, die alle Wunder seiner Lieder und Erzählungen in sich schlossen.

„Ach, Oheim!" rief er laut — „wie hat mich darnach verlangt!"

„Wirklich? das hätte ich kaum geglaubt. Aber die große Welt, mein lieber Neffe, macht

ihre Foderungen. Ich will nicht einmal vom Hofe reden."

„Ich auch nicht, lieber Oheim!"

„Nur von der Residenz."

„Ich gar nicht. Denn das weiß ich längst."

„Das weißt Du? Was nennst Du denn die große Welt?"

„Die große Welt?" sagte Hans mit leuchtenden Augen. „Nun! Ach, Oheim!" fuhr er mit einem schweren Seufzer fort — „Ich weiß wohl, wie klein sie ist. Und gehörte der Mond dazu, und die Sonne, und ein tausendjähriges Leben: so —"

„Was plauderst Du, Bursche?" rief der Oheim lächelnd. — „Ich verstehe unter großer Welt" — er erklärte ihm das Wort. Hans schlug ein schallendes Gelächter auf, das gar kein Ende nehmen wollte. „Das nennen Sie die große Welt? Diese Besuche, wenn der Fürst Audienz giebt, diese Bälle, dieses Sitzen am Spieltische? Bei meiner Seele, Oheim! ich wollte mich lieber in eine Haselnuß einsperren lassen, und wollte sagen, diese Welt wäre größer

als jene. Was Teufel! auf der Fährte einer Fürstin gehen, mit gebückter Nase wie ein Schweißhund! Ha! ha! ha! Aufpassen, wie ein Hund, der dressirt wird! Ha! ha! ha! Dafür gebe ich nicht diese Pfeife Tabak." Er zog seine Pfeife hervor und stopfte.

„Rauchst Du Tabak?"

Hans sah ihn groß an; denn hier rauchte alle Welt.

Aber noch größer sah ihn die Gräfin Emeline an, die sechszehnjährige Tochter des Grafen, und mit einer bangen, ach! recht bangen Unruhe ihres Herzens. Sie war ein idealisch schönes Geschöpf mit einem römisch-stolzen Gesicht, brennenden schwarzen Augen, unter der edel-stolzen Stirn, worüber die schwarze Locke in schönem Reichthum herab floß.

Ein römischer Junokopf stand auf dem leichten Körper einer Diana. Hals, Busen und die weißen Arme waren nach einer schönen Antike geformt. Sie kannte den Reiz, und zeigte ihn. Sie war sehr sorgsam erzogen. In Wien und Mailand hatte sie die Musik gelernt, in Rom

und Neapel Zeichnen und Tanzen. In Paris hatte sie bei der ersten Schauspielerin die Deklamazion studirt. Die Reisen hatten ihr Sicherheit und Leichtigkeit gegeben im Benehmen; und Unterricht, Spiegel und ihre eigene Natur hatten ihr den Reiz der mädchenhaften Unschuld und der kindlichen Freundlichkeit bewahrt. Sie war in Italien Künstlerin, in Paris nur witzig gewesen. In Deutschland nahm sie die Gestalt der Denkerin und der mystischen Dichterin an.

Sie hatte Geist, aber er lag verhüllt unter den mannichfaltigen Gewändern, welche die Eitelkeit und die Sucht zu glänzen darüber verbreitet hatten. Sie glänzte, aber mit falschen Farben. Alles war erlernt; aber sie hatte von guten Meistern gelernt. Sie redete von Raphaels hohem Geist; aber sie hatte doch Raphaels gesehen. Sie war entzückt von Petrarka's Engelsseele; aber sie hatte ihn doch gelesen. Sie sprach von Mozarts tiefem Geist, aber sie kannte ihn. Sie sprach mit Leidenschaft von dem Himmel und den Pinien Italiens; aber sie hatte sie doch gesehen. Das war

viel! Tausende reden und schreiben mit ihrer Begeisterung von Italiens Himmel, und Raphael, und den Pinien, die nicht wissen, wie eine Pinie aussieht, und höchstens einen Raphael in einem Kalenderkupfer gesehen haben.

Sie war der Triumph ihrer Eltern, der Stolz jeder Gesellschaft, und der Gegenstand des Verlangens jedes Mannes. Aber sie war eine Göttin. Sie nahm die Opfer, die man ihr brachte, sich ihres Werths bewußt, schweigend an. Die weibliche Schönheit foderte die Anbetung des Mannes als Pflicht, und um ihr Herz zu befriedigen, schwärmte ihre Phantasie in dem Reiche der Ideale umher. Sie träumte einen Mann, einen Künstler, einen Krösus, einen Dichter, einen Brutus, einen Plato, der in der Gestalt des Apolls zu ihren Füßen lag, und so war ihr Herz, bis auf einige unruhige Augenblicke, frei geblieben.

Die Männer beteten sie an; aber wenige konnten sich ihr nähern. Emeline mußte zu hohe Foderungen machen. Nur ein sehr reicher Mann konnte ihr die Hand und ein Leben bie-

ten, wie sie es fodern konnte und würde. Einige eingebildete Thoren umschwärmten sie nahe; aber sie selbst fühlte sich zu gut dazu. Sie sah lächelnd hinaus in die lachende Zukunft, wo die Ehrenpforten des Ruhms, der schöne Kranz der Liebe, und der Feentempel des Glücks sie nur erwarteten.

Die Eltern dachten ein wenig anders dabei. Graf Hans, trotz seiner schönen Glut der Wangen, und seiner weißen Zähne, die noch immer einer Schnur edler Perlen gleich waren, lebte, und lebte in der vollen Blüthe der Gesundheit. Das reiche Pachtgeld war richtig alle Jahr in die Hände des Oheims abgeliefert worden, und dafür waren die theuren Reisen gemacht. Dafür hatte die Gräfin in Rom und Neapel eine Rolle gespielt, wie eine Römische Fürstin.

Aber der Graf dachte doch zuweilen an den Zeitpunkt, da sein Neffe mündig seyn würde, und er dachte mit Schrecken daran, wie der Pächter ihm schrieb, daß Hans recht gut wüßte, wie reich er seyn müßte.

Hans machte in Gegenwart des Oberamtmanns einen Plan, wozu Fortunatus Wünschhütlein gehörte.

Der Pächter bemerkte mit lautem Lachen, daß dazu ein sehr voller Geldsack gehöre.

Hans sagte mit großem Ernst: „Den werde ich finden, wenn ich mein eigener Herr bin.“

„Wo denn, lieber Graf?“

„In den Händen meines Oheims, der seit zwölf Jahren die ganzen Einkünfte meiner Güter für mich sammelt.“

Solche Winke des jungen Grafen, und sie kamen jetzt oft, fielen nicht auf den Boden, noch weniger die Manier des jungen Menschen, der nicht viel sagte, aber was er wollte, mit einer unwiderstehlichen Stärke durchsetzte.

Jetzt fühlte der Oheim, daß er keine Nachsicht von seinem Neffen verdiente, und er durfte sie von dem rauhen heftigen Charakter des jungen Menschen nicht erwarten, der, wenn er mündig war, bald, recht bald Freunde finden würde, die seine Unwissenheit mißbrauchen, und

wollten sie das, ihn zuerst mit seinem Oheim entzweien mußten.

Aber er hatte ja das Mittel in den Händen, den Löwen zahm zu erhalten: seine schöne, liebreizende Tochter. Er vertraute seine Unruhe seiner Frau.

„Diesen jungen Bären?" sagte sie zurückfahrend — „Emeline? das ist nicht möglich."

Er brach mit gefurchter Stirn ab; aber die Sorge führte ihn wieder auf das Gespräch zurück. Die Dame erschrak, da sie hörte, daß sie dem jungen Bären, wenn er mündig wäre, gute hundert tausend Thaler zu zahlen hätten.

„Ist das möglich?"

Der Graf belegte seine Aussage mit einigen Rechnungen.

„Ist das nicht zu machen?"

„Wie?" Es war nichts zu machen. Die Mutter sprach mit Emelinen davon, anfangs nur, als von einer Möglichkeit, die aber Emeline weit wegwarf.

Der Vater kam dann dazu. Der Graf Hans — Emeline erstarrte schon vor dem

Namen ihres Verwandten — war ein junger, sehr hübscher Mann, gesund wie der erste Mensch, reich wie ein Fürst, und gerade so unwissend, um von einer klugen Frau zu allem in der Welt gebracht zu werden, und — „unser Gläubiger, mein Kind! das bedenk am meisten.“

Das Mädchen verglich den Bauerknaben mit dem Baron von Braun, der — das Herz klopfte ihr voll Unruhe. Er machte Sonetts, in denen sogar Sinn war. Er arbeitete mit an zehn Journalen, in denen seine Verse unter dem Namen Sadi standen, was Sadi, meinte er und seine Freunde, gar nicht übel zu nehmen hätte. Er wollte selbst nach Hindostan, wenn die göttliche Emeline ihn nicht gehalten hätte. Er verstand altes deutsch, wußte ein Dutzend Romanzen aus den Spinnstuben — daß er da seinen Meister an Hans fand, das wußte die Arme nicht. Er studirte das Evangelium Johannis, die bezauberte Welt, sprach mit Begeisterung von den himmlischen Reizen, und der hohen Würde Mariens, kannte alle Modeworte, war verklärt wie ein Apostel, wenn er

redete von der Allheit im Nichts, von den Polen der Menschheit, von der Duas und Trias. Er verwünschte sich, daß er das wahre Licht nicht aus dem Puranas schöpfen konnte, war aber nicht ohne Kenntnisse, nicht ohne Talente. Er spielte die Geige gut, tanzte wie ein Spanier, zeichnete, sprach die meisten lebenden Sprachen, war in Italien gewesen, und sogar war er bis in die Hochländer in Schottland gekommen. Er wußte ein paar Worte Gaelic, und war ein recht guter Arbeiter bei der Regierung, wo er als Assessor angestellt war.

Lieber Himmel, was sollte das arme Mädchen thun? Ihr Vater schlug das Klügste vor, was er wußte. Wir wollen den Bären ansehen und ihn holen. Sie reisten nach Hansens Gute.

Die schöne Emeline hatte auch gehört, daß der junge Bär auf seine Weise auch ein Herz hätte, daß er in des Predigers Pflegetochter von Herzen verliebt wäre. Der kleine Triumph, den jungen Menschen von dem Mädchen abzuziehen, war mitzunehmen, und wahrlich! Emeline

hatte ihn im reizendsten Maaße. Wie sie den Schleier von der Junobüste abschlug, riß Hans die Augen weit auf, und blieb, die Seele im Auge, starr vor Emelinen stehen.

„Mon cousin!“ hob sie freundlich an.

„Nichts! nichts!“ rief er — „wir sprechen immer mit den Hunden französisch, meine liebste Cousine! Mit einem Engel muß ich deutsch reden.“

Da warf die Cousine einen verächtlichen Blick auf ihren Vetter. Die Huldigung ihrer Schönheit bemerkte sie nicht.

Die hohe Apollos-Gestalt hatte ihr wohlgefallen; aber den Eindruck zerstörte seine Kleidung ganz und gar.

Ein grünes Jagdkollet um den Leib zugeknöpft, grüne Kamaschen über Halbstiefeln, das lange blonde Haar im Nacken aufgebunden, stand er vor ihr.

Desto zufriedener war der Vater mit seinem Neffen; denn der ging hin und her, und versicherte Jedem mit einer innigen Freude, Cousine Emeline sey schön, wie ein Engel, wie eine

Fee. Aber dann näherte er sich furchtlos, nahm ihre Hand, und redete so dreist mit ihr, wie noch kein Mann. Sie war ernst, einsilbig, kalt.

„Ach!" sagte er, da von dem Lande die Rede war, und die Tante bewies, wie wenig man da lernen könnte: „Ach!" sagte er — „Cousine Emeline kann hier etwas lernen, und von einem Landmädchen, liebe Tante, was ihr fehlt: Freundlichkeit." Emeline erröthete ein wenig, ich weiß nicht, ob aus Verdruß oder Beschämung.

„Eine Bekanntschaft," sagte der Vater — „fängt nicht mit Freundlichkeit an, Neffe!"

„Ich wüßte, zum Teufel! nicht, womit sie sonst anfangen könnte," war des Neffen Antwort.

Nun kam die Unterredung über die große Welt, die sich mit einer Wolke Tabaksrauch endigte, worin Hans die Damen einhüllte. Die Familie ging auf ihre Zimmer. „Ach, Vater! es ist unmöglich!" sagte Emeline schmerzlich betrübt. „Diese Rohheit, Vater! diese Rohheit!" Der Vater zuckte die Achseln. Er be-

merkte nur, daß er schön sey, wie ein Apoll. Auch das bestritt Emeline so gar.

„Wir wollen nichts fest stellen, meine Tochter. Nichts! Wir bleiben mehrere Tage hier. Wir wollen sehen, was das auf ihn in der kurzen Zeit wirken kann. Es wird Dir nicht schwer seyn, sein Vertrauen zu gewinnen, Emeline. Laß uns noch nichts entscheiden!“

Am andern Morgen sagte Emeline: „Sie wohnen hier in einer reizenden Gegend. Beim Durchfahren habe ich gestern Parthien gesehen, die sehr pittoresk waren.“

„Pittoresk? Alle Welt! Verstehe ich nicht!“

„Mahlerisch, Cousin!“

Er schüttelte den Kopf.

„Besonders eine Felsenparthie links am Wege —“

„Mein Lieblingsort“

„Mit den Shrubs, eine wahre Rotonde der Natur! höchst erfreulich!“

„Hören Sie, liebe Emeline! wenns seyn kann: so nennen Sie die Sachen deutsch. Shrubs? Rotonde? Aber zeigen will ich

Ihnen unsere Herrlichkeiten, und wenns Glück gut ist, noch etwas dazu, was das Schönste ist, meine Sophie." Er faßte ihre Hand, setzte einen grünen Tyroler Hut auf, und ging, ein Rudel Hunde vor ihm und neben ihm, die an ihm aufsprangen, an Emelinen auch, die sichs verbat, weil sie ihr die Blumenguirlande verdarben, die am Saume des Rockes saß. Sie zeigte sie ihm. Er jagte die Hunde, die nicht zurück wollten, mit einigen derben Flüchen zurück, und lachte dann herzlich über die Falbeln von Blumen unten um den Füßen. „Blumen, dünkt mich, gehören nahe an die Nase, Emeline! also an Ihre Brust, obs gleich wohl so recht hübsch läßt."

Er stellte sich jetzt vor sie und betrachtete sie mit Wohlgefallen von oben bis unten. Sie wußte nicht, wohin sie die Augen schlagen sollte. Sie wurde sehr ernst. „Liebe Emeline!" hob er mit einer zutraulichen Freundlichkeit an „Warum ziehen Sie gleich Falten vor die Stirn, wenn ich Sie betrachte? Sie können mir ja

lieber sagen, wenn ich etwas Unebenes mache. Darf man denn Niemanden ansehen?"

„Nein, so stark nicht! überall darf man ein Frauenzimmer nicht betrachten! Fühlen Sie das nicht, Cousin?"

„Bei meiner Seele nicht, liebste Emeline! Ich wüßte wohl etwas, aber das scheue ich mich zu sagen. Sehen Sie: Sophie ist so gekleidet, daß sie es gern sieht, wenn ich sie mit Vergnügen betrachte. Sehen Sie, ich denke, der liebe Gott hat die Mädchen so schön gemacht, daß wir unsre Freude daran haben sollen, daß wir wiederkehren, wenn wir in die große Welt hinein verlangen — aber ich meine eine größere, als der Oheim, — daß wir — wie der Tauber zum Exempel, Emeline —"

Sie fiel schnell ein: „Das hat mich gefreut, Cousin, daß Sie den Wunsch haben, die Welt zu sehen, Rom, Neapel —"

„Ach, die Städte nicht! Ach, ich suche etwas anders, etwas ganz anders!"

„Was suchen Sie denn in aller Welt? wohl gar den Stein der Weisen?“ Sie konnte doch das Persifliren nicht lassen?

„Was ist das? Der Stein der Weisen?“

„Weisheit, Vetter! simple Weisheit! Bildung, Vetter! nur Bildung.“

„Ach, liebe Emeline! wer die nicht hier, oder überall, wo einer seine Hütte oder sein Schloß hat, findet, der sucht wie ein Narr in der ganzen Welt darnach. Ach, weise genug sind wir hier.“

„Was suchen Sie denn? Das muß etwas recht Wichtiges seyn.“

„Ja, wer es so sagen könnte. Es steht im Jägerliede, denk ich manchmal, und — wieder nicht.“ Er zog jetzt Furchen vor der Stirn.

„Ach, in den Liedern Ihrer Jäger, freilich da mag es stehen, was Sie suchen.“

„O ja, ich sehe wohl, Sie wollen spotten; aber es steht darin. Durch alle Welt erschallt mein Horn! Durch alle Welt!“

Sophie verstand ihn besser, als Emeline. Sie schüttelte mitleidig das schöne Haupt.

Und unter diesem Gespräch waren sie an die Felsen gekommen, die sie meinte; und aus den Felsen kam ihnen Sophie demüthig entgegen und mit zögernden Schritten. Denn sie wog und erwog des Grafen schöne Begleiterin, mit dem stolzen Gange, den sie an keinem Mädchen kannte. Sie verglich schnell ihre eigne Kleidung, ein weißes enges Leibchen, das kurze Röckchen, das bis an die Knöchel reichte, ohne allen Putz, das weiße Halstuch, das nur ein wenig von dem marmorweißen Halse sehen ließ, mit der Pracht, mit dem Putz, mit dem tief deckenden Gewande Emelinens, und ihrer schönen Nymphenbüste.

Das Haupt noch mehr gebeugt, als sonst, erröthend für das Mädchen, das sie sah, und ängstlich für sich, kam sie langsam heran, bis Hans rief: „Das ist meine Cousine Emeline, liebe Sophie!"

Sophie streckte die Hand furchtsam nach der Fremden aus, um sie zu begrüßen, und machte eine ganz kleine kurze, schnelle Verbeugung, die Emeline mit dem Stolz einer Königin,

aber doch mit der Freundlichkeit der Liebesgöttin erwiederte. Denn sie konnte nicht leugnen, das Mädchen war schön, nicht wie eine stolze Römerin, nicht wie eine leichte, tanzende Neapolitanerin; aber hätte ein Mahler die schamhafte weibliche Unschuld mahlen wollen: so hätte er Sophiens Gestalt, Stellung, so hätte er Sophien mahlen müssen, das blaue halb bedeckte Auge, den süßen lächelnden Mund der nur zu einem Lächeln, nicht zu Worten, sich ein wenig öffnete; die schöne Glut der Scham auf den Wangen, die schlanken abfallenden Schultern, die gebeugte, demüthige Figur, und das freundliche Darreichen der kleinen schön geformten Hand. Und dieses sanfte Auge, in dem die Unschuld, das Vertrauen und die heilige Treue allein wohnten, war umgeben von langen, dunkeln Wimpern, und dieser dunkle Kreis gab dem Auge doch ein Feuer, das in der Seele nicht war.

Emeline gab ihr die Fingerspitzen; aber Hans gab ihr dann die ganze Hand, und drückte sie und fragte: „Was macht der Vater? Läßt

er mich grüßen? Hast Du an mich gedacht?“ Und sie winkte ihm nur einmal mit dem Auge zu, das sie langsam zu ihm empor hob, und dann wieder voll Demuth auf die Fremde richtete.

Sophie wußte recht wohl, daß der Oheim gekommen war, um den Grafen abzuholen. So traurig sie auch über diese Trennung war, so mußte diese dennoch seyn. Das Einzige, womit sie sich gegen das harte Geschick wehrte, war der Gedanke, wie es anders hätte kommen können, und der Traum von dem Augenblicke, wann Hans wieder nach Roden käme, wie sie ihm entgegen gehen, und fragen wollte: „Hast Du auch wohl alle Tage an mich gedacht?“ Das war alles! alles!

Aber das alles wurde ganz anders, da sie Emelinen sah, die den lieben Jäger hier abholte. Der Schmerz in ihrem Herzen wurde zehnmal so schmerzend. Ach, sie sah in diesem Augenblicke, daß er ihr, wenn er wieder kommen würde, was ja nun noch eine Frage war, antworten würde: „Ich habe nicht oft an Dich

gedacht, Sophie. Emeline schien ihr schön wie die Morgenröthe, schön wie ein Engel; hätte sie ein schöneres Bild für sie gehabt: sie hätte es gebraucht.

Hans führte seine Kusine in das Gewinde von Felsen. Sophie schlich hinten nach auf dem engen Fußsteige, und bewunderte die hohe Gestalt, den blendend weißen Nacken und Rükken, die schönen Locken, die kein Wind zerstörte, die glänzenden Bernsteinperlen, die den Hals umgaben. Alles war vorüber, ihr kleines Glück war zerstört, das fühlte sie immer mehr. Denn wie konnte er wiederkommen? Er? Wie konnte das Mädchen ihn lassen, den edlen, den guten Jäger, den ja alle Welt so zärtlich lieben mußte?

Aber es war nicht anders. Hans mußte fort, Hans kam nicht wieder, und sie mußte ihr ganzes Leben an ihn denken, von ihm träumen und um ihn weinen.

Und als sich nun Emeline neben Hans auf die Felsenbank setzte, die Hansens Hände gemeisselt hatten: da setzte sich Sophie abwärts unter einen Rosenbusch, und nun betrachtete sie

Emelinens Gesicht, die weißen nackten Arme, so rund, so marmorn, den vollen Busen, ach, ihn hatte Sophie schamhaft verhüllt, sie hatte ihn nie so dem frühen Morgen enthüllt. Sie mußte errothen, wenn sie hinsah. Ach, sie fühlte, Emeline war so unendlich reizend.

Entzückt von dem reizenden Aufenthalt erhob Emeline die Stimme, und sang ein Lied an die Natur, und ganz gab das Herz Sophiens seine Hoffnung hin; denn wie ganz anders sang sie als Sophie. Die Töne hatten eine Sprache, die rührender war als die Worte; wie wollte die Arme es mit dieser Armide aufnehmen können? Sie sah ja den Eindruck, den dieser Gesang auf Hans machte. Er horchte, und als sie geendigt hatte, sah er Sophien an, und mit entzücktem Blick nickte er ihr zu, als wollte er sagen: „Nun habe ich singen gehört."

Emeline stand auf. Sie wollte nach Hause. Sophie beugte sich gegen sie, noch einen trauernden Blick warf sie auf den Grafen, und dann ging sie den kürzern Weg nach der Pfarre. Die Hände gefalten, ging sie langsam,

ihren Schmerz erwägend, ihr Schicksal, die Zukunft, die finstere Zukunft, und sie trat mit dem Gefühle über die Schwelle: „Ich habe ihn verloren!"

Am Abend kam Hans. Er pochte im Garten ans Fenster, Sophien zu rufen. Sie ging mit ihm. Er hatte ihr ja nichts zu sagen, als von der Schönheit seiner Kusine, von ihren Kenntnissen, von der Schönheit ihrer Stimme, ihrer Kleidung. „Wäre sie nur so freundlich, so — wie soll ich das nennen, Sophie? — so wie Du, immer so gut, so immer, so —"

„So hättest Du Deine Sophie schon vergessen? nicht wahr, Hans?"

„Vergessen? Sophie, kann man nicht an zwei Dinge denken? Meinst Du, ich werde Dich je vergessen? — Aber," hob er wieder eifriger an: „Wie sie singt! Du solltest hören, was ich gehört habe. Sie hat eine Guitarre. Ach, unsre Hörner sind nichts dagegen, außer im Walde, im Freien."

Sophie wurde immer stiller und stiller, und als Hans nach der Ursach fragte, sagte sie

empfindlich: „Denkst Du denn nicht daran, daß Du in ein paar Tagen nicht mehr hier bist?“

„Das weiß ich; aber ich weiß auch, Sophie, daß ich Dich recht bald wiedersehen werde.“

„Du wirst mich“ — hier bückte sie das weinende Gesicht nieder — „vergessen.“

„O, daß werde ich nicht, Sophie! Das werde ich gewiß nicht.“ Sie trennten sich, und Sophie ging trauernd nach Hause, trauernd zu Bett, ihre Träume waren trauernd wie ihr Erwachen. Denn sie öffnete ihr Kammerfenster, und sah ihn nicht. Er weckte sie ja sonst oft, indem er mit geballtem Gras an ihr Kammerfenster warf. Dann sah sie hinaus, und sah ihn und die Morgenröthe zugleich, und sie rief ihm zu: „In fünf Minuten bin ich unten, Hans!“

„Ach, Vater, es ist unmöglich! Sie glauben nicht, wie sehr versäumt er ist! wie gar sehr! Er kennt die gemeinsten Dinge nicht. Er ist sittenlos, so sittenlos, daß er in meiner Gegenwart mit meinem Mädchen sehr ungeziemend scherzte.“

Das hatte Hans gethan. Wir können ihn nicht in Schutz nehmen. Die Gräfin Emeline hatte ein allerliebstes Kammermädchen, das eben so locker gekleidet war, wie ihre junge Gräfin; aber ein Paar schwarze lockende Augen, in denen das Verlangen Funken sprühete, machten den Anzug bedeutend. Das Mädchen hatte den jungen Grafen, troz seiner Kamaschen, unbeschreiblich hübsch gefunden. Hans fand das Mädchen auf dem Vorsaal, gerade als sie ihrer Gräfin zurief: „wenn ich welche finden kann, gnädige Gräfin!"

„Was wollen Sie denn finden?" fragte Hans freudig.

„Die Gräfin will Blumen, kokelikot von Farbe."

„Was zum Henker ist das für eine Farbe?" Sie sah ihn lächelnd mit einem ihrer siegenden Blicke an, und sagte listig: „Wollen Sie mir Blumen zeigen, ich will Ihnen die Farbe zeigen." Hans nahm den weißen Arm unter seinen, und ging mit ihr in den Garten. Er half ihr Blumen pflücken, und das Mädchen war so freund-

lich mit dem jungen Grafen, daß er sie in seine Arme nahm, und einen Kuß auf ihre frischen Lippen drückte.

Er begleitete sie nun zu der Gräfin, das Mädchen mochte wehren, wie sie wollte, und er setzte in Gegenwart der Gräfin sein fröhliches Gespräch mit dem Mädchen fort, die Gräfin mochte den Mund aufwerfen, so hoch sie wollte. Sie mußte das Mädchen gehen heißen, und Hans nannte das Mädchen nun ein allerliebstes, freundliches Ding, dem er nicht ein hartes Wort sagen könnte.

Jungfer Lieschen ließ ihre Stimme auf dem Vorsaale hören, und Hans horchte auf die lachende Stimme, machte die Thür auf, sah hinaus, und ging, da ihm die Gräfin nichts, als eine gefurchte Stirn wieß, nach seiner Gewohnheit, hinaus zu Mamsel Lieschen. Er jagte sich richtig mit ihr auf dem Vorsaal umher. Lieschen entwischte, und auf ihr Zimmerchen, das weit von allen Menschen entlegen war. Hans lachte, daß das Haus erklang. Lieschen drohte, sie würde zuschließen.

Er lachte noch lauter; aber lachend ging er hinab, ohne sie weiter zu verfolgen. Die Kammer eines Mädchen war ihm heilig. Er war nie auf Sophiens Kammer gewesen. In Kammern und Unzucht! Das war sein Grund. Daran hielt er sich fest.

5.

Die Trennung.

Der Augenblick der Trennung von Sophien war da. Betrübniß und Verlangen hatten sich in sein Herz getheilt, so gleich, daß er nicht sagen konnte, diese Empfindung gehört dem Schmerz oder der Freude. Er ging noch einmal am Abend zu Sophien.

Durch die nahe Trennung waren Gedanken in Sophiens Seele entstanden, vor denen sie anfangs zurückfuhr, und deren freundlichen Himmelsgestalten sie sich sanft träumend dann überließ. Aus der Jungfrau trat eine holdere Gestalt hervor, die Gestalt der Hausfrau. Sie

hatte noch nie daran gedacht; die Eifersucht auf die schöne Emeline hatte dieses stille Wunder gewirkt. An den weiten Abstand des Ranges dachte sie nicht. Niemand hatte ja in Roden daran gedacht, an den Reichthum des Grafen noch weniger; sie wäre in seine Arme voll Entzücken geflogen, und wäre er ein Bettler gewesen. Nur Emelinens Bild stand drohend vor ihr.

Aber kaum war dieser schöne Gedanke in der reinen Seele des Mädchens gebohren: so stand auch die Jungfrau da in schamhafter Zurückgezogenheit. Hans mußte heute wohl dreimal ans Fenster pochen, ehe Sophie vor der Thür erschien. Ihre Hand zitterte in seiner, da sie neben ihm herging. Als sie auf dem Felsen waren, da legte sie sich nicht mehr so zutraulich in seine Arme, bettete die Wange nicht wieder auf sein klopfendes Herz, wie sonst. Die stillen, funkelnden Blicke, die glühenden Wangen, die pochende Brust verriethen die erste süße Schuld ihres Herzens.

„Was ist Dir denn, meine liebste Sophie? Heute dachte ich, wollten wir noch einmal recht vergnügt seyn?"

„Ach," hob sie weinend an, und sie verbarg zum erstenmale ihre Thränen — „Du wirst mich — —" vergessen, wollte sie sagen. Sie brachte das Wort nicht hervor. „Es ist alles vergänglich," setzte sie hinzu. — „Du wirst nicht mehr an Roden denken."

„Aber an Dich, Sophie!"

„Es wird Dich Niemand an Sophien erinnern."

„Dein Stern! Er geht nicht unter!"

Sie richteten Beide ihre Blicke in die Sterne nach Norden, und eben sank eine Sternschnuppe herab, und verschwand. „Das war mein Stern! Sahst Du's? er fiel!" Sie erschrack in der That. Aber da fing er mit seiner hellen Stimme an zu singen eine Strophe aus einem Jägerliede:

Und laß die Sterne fallen!
Laß Sonn' und Mond vergehn!

Mein Horn muß doch erschallen,
Auf allen grünen Höhn.

Und bei diesem Gesang liefen Thränen über seine Wangen.

Wir wissen nicht, was Versicherndes in diesem Gesange war, oder in der Stimme, womit er ihn sang, oder in den Thränen, womit er ihn begleitete. Sophie richtete sich auf, muthig, froh, und reichte ihm die Hand. Und er nahm ihre Hand in seine beiden, und hielt sie so an sein Herz, aus dessen Tiefen wunderbare Gefühle aufwallten.

Aber er sah Sophien dabei nicht an, er sah in die Wolken, in die Sterne, über die Sterne hinaus. Es war ihm, als thäte er ein Gelübde, ein heiliges Gelübde: Sophien, die er nicht ansah, dem Himmel, durch den sein Blick drang, und den Sternen, die seine Seele hinter sich zurückließ. Sophie sah nur ihn an, dachte nur an ihn, ihre Seele ergoß sich in seine nur. Sie nahm sein großes Gelübde nur für sich, und mit einer Himmelswonne im Herzen, sagte sie: „Und laß die Sterne fallen, laß

Sonne und Mond vergehen, Hans, ich will Dich nicht vergessen! Niemals, niemals!"

Es war ein erhabener Augenblick, den die stolze, männliche Seele, und die Liebe eines tieffühlenden Mädchens so feierlich machten. Sie hatten keine Worte; aber ihre Seelen rangen mit den höchsten Gefühlen.

„Ich muß fort!" rief er, ihre Hand fest an sein Herz ziehend: „ich muß weit, weit in die Welt, Sophie! Und vergiß mich nicht!" Er drückte einen Kuß auf ihre Wange, immer noch durch die Sterne hinschauend. Sie umschlang ihn mit beiden Armen, und sagte weinend: „So vergiß mich nicht, Hans! Ich bin nicht schön; aber ich — vergesse Dich nie, und laß die Sterne fallen, ich vergesse Dich nicht. O denke daran, daß ich nicht schön bin, Hans! Vergiß es nicht! Aber alles gehört Dir, ewig und immer!"

Er drückte sie an seine Brust. „Nimmer! nimmer! Gott mit Dir, Sophie!"

„Und Du!"

„Und ich!"

Sie gingen aus einander. Sie sang wei, nend mit leiser Stimme auf dem Rückwege:

Und laß die Sterne fallen,
Laß Sonn' und Mond vergehn!

Er sang mit kräftiger Stimme zwischen den Felsen, in denen er hinging, die beiden letzten Zeilen:

Mein Horn muß doch erschallen
Auf allen grünen Höhn.

Sophie und eine unbekannte Welt lag vor ihm, und sein muthiges Verlangen. Sophie sah nur den Geliebten, sie weinte nur der Trennung.

Er kam finster nach Hause, in seiner Seele war ein Sturm von neuen Gestalten, den er nicht kannte.

6.

Hans geht mit seinem Oheim.

Vor Sonnen Aufgang hatte er schon die Leute geweckt; seine Pferde standen gesattelt; seine

Hunde sprangen um ihn her. Da lief er nach der Pfarre; er stand auf einem grünen Hügel gegen Sophiens Kammerfenster über, und ließ sein Horn erschallen. Sophie erschien sogleich am Fenster, sich mit einem weißen Tuche das Auge trocknend.

„Weine nicht!" rief er — „und vergiß mich nicht! Und hörst Du mein Horn erschallen: so bin ich wieder hier. Lebe wohl!" Er flog zurück. Vergebens ließ er sein Horn vor Emelinens Fenster erschallen. Alles schlief noch. Die Sonne stand schon hoch, da sie endlich abfuhren. Sophie sah dem Zuge nach, und lispelte leise hinter her: „Ich bin nicht schön; aber treuer bin ich, Hans, als alle Emelinen in der Welt."

Sie kamen in der Residenz an. Emeline hatte ihren Vetter zu Pferde neben dem Wagen herreiten sehen, und ganz heimlich hatte sie sich gestanden, daß er zu Pferde schön war, trotz der vertrakten Kleidung, in der er ritt. Sie sah nachlässig zum Fenster hinaus; aber sie hatte recht wohl bemerkt, wie er über alle Graben,

Zäune und Hindernisse mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit wegsetzte. Sie beschloß, den jungen Menschen aus Verwandten-Liebe schon in die Schule zu nehmen, und ihm eine Bildung zu geben, welche die ganz scharfen Ecken von seinem Charakter, wie sie es nannte, wegschleifen sollte.

Sobald sie in der Residenz angekommen waren, hielt ihm Emeline eine Vorlesung, von der Hans sehr wenig verstand, weil viel von Praxiteles, Phidias, den Grazien, den Griechen, Faltenwurf, Ideal und dergleichen vorkam.

„So viel ich verstehe, Emeline," hob Hans laut an — „so haben die Leute in dem Lande, von dem Sie reden, sich nach ihrer Sitte getragen, und daran haben sie wohl gethan. Ich trage mich auf meine Weise. Hat jemand krauses Haar: so trage er es meinetwegen kraus. Ich trage mein's, wie ich's eben habe. Was geht mich Titus oder der Apollo an?" Er war nicht dahin zu bringen, sein Reitkollet und seine grünen Kamaschen abzulegen; denn er ging alle Tage auf die Jagd.

Statt des Horns suchte sie ihm die Flöte aufzureden; aber das Horn war Hansens Heiligthum. Das Horn war ihm so werth, wie Oberons Wunderhorn. Er lockte eine Zauberwelt damit hervor.

Sie konnte fast gar nicht auf ihn wirken. Wenn große Gesellschaft war: so hatte sie ihn freilich dahin gebracht, daß er sich wie die andern jungen Leute kleidete; aber zum Spiel war er gar nicht zu bringen, und nach ein Dutzend Gesellschaften, erklärte er seiner schönen Kusine, daß er nichts langweiliger kenne, als die Gesellschaften in der Residenz und ihre Gespräche. Er war und blieb der rohe Landjunker, der nie die italiänische Schule von der Holländischen unterscheiden lernte, sondern vor irgend einem schönen Mädchenkopfe auf der Gemähldegallerie stehen blieb, oder vor einem Bataillenstück, oder vor einer Jagd, ohne sich um die historischen Gemählde zu bekümmern.

Die Konzerte, wo nicht gesungen wurde, erklärte er für unausstehlich, obgleich ihm Emeline eine Vorlesung hielt über die reine Musik.

„Alle Teufel!“ rief er gutmüthig — „wenn ichs nur verstände, Emeline; ich glaube, Sie verstehen sich oft selbst nicht.

Aber saß sie an ihrem Instrumente, und sang und spielte ihm vor: so war er oft ganz entzückt; aber sein Entzücken war wieder unerträglich roh. Er konnte sie in seine Arme nehmen, und herzlich an seinen Busen drücken.

Sie predigte über den Anstand. „Was Teufel!“ rief er — „wenn Sie da sitzen und singen, und in meiner Brust ist Himmel und Hölle, und es ist, als müßte ich die Sonne vom Himmel hohlen, als wäre mir nichts zu schwer, als wäre ich allmächtig, wie der liebe Gott: so soll ich an Anstand denken? Alle Teufel, ich weiß ja dann nicht, ob ich im Himmel oder auf der Erde bin! Morgen- und Abendröthe, Regenbogen und die mondhelle Nacht, alles schwimmt in meiner Seele in einander; Blitze zucken dadurch her, der Himmel und alle Engel steigen herab, in meiner Seele. Alles, was ich erlebt habe, Kindheit, Jugend, der Sarg meiner Mutter, der frische Frühlingshimmel, Sophie, alles steht

in einem Augenblicke vor mir! Da soll ich denken, was sich schickt? Ich kann nichts denken! Gar nichts! garnichts! Ich muß Sie bei dem Kopf nehmen, Emeline, und an die Brust drücken, die so übervoll ist. Sehen Sie, darin ist Verstand! darin!"

Der Baron Braun lächelte dazu. Hans berief sich kühn auf ihn. „Ach," sagte Braun — „er hat nur zu Recht!"

„Sehen Sie, Emeline! sehen Sie!" rief Hans, und er hatte sie aufs neue an seiner Brust.

Das war gerade nicht das übelste, was Hans thun konnte; aber er ließ sichs nicht ausreden, daß Lieschen ein allerliebstes Mädchen sey, mit der sich es lustiger reden ließe, als mit allen Damen des Hofes und der Stadt. Lieschen sang die Arien ihrer Gräfin, und mit Blicken, die zwar keine Morgenröthe und Regenbogen hervorzauberten; aber sie zauberten eine Fröhlichkeit in seiner Brust hervor, die ihn an das Mädchen zog. Er konnte ganze Stunden im Vorzimmer bei Lieschen sitzen, und

den lächelnden Mund, die rothen, schnellen Lippen mit Freude betrachten, und ihre Erzählungen anhören.

„Aber, mein Gott, was wird die Welt dazu sagen?“

„He! he! he!“ rief er wiehernd — „Die Welt? Ihre Welt, Emeline, sagt so entsetzlich viel Böses von Allen, die nicht gerade auf dem Revier sind, daß ich sie sagen lasse.“

Aber Lieschen brachte es doch nur bei dem schönen Grafen bis auf einen gewissen Punkt. Er küßte mit Vergnügen ihre frischen Lippen, er schenkte ihr einen Shawl, Handschuhe, ein Kleid; das aber, was er mit ihr redete, das that er so laut, daß das ganze Haus in den fernsten Zimmern Zeuge seiner Unterredung mit ihr war.

Alle ihre kleinen Künste, womit sie ihn über die Linie des Anstandes ziehen wollte, gingen gerade zu verloren. Das sah Emeline, die den Bären beobachtete, recht sehr genau, und in ihrem Herzen entstand ein recht schönes Gefühl darüber, was sie ihrem Vater sogar

mittheilte. Aber der Vater dachte anders. „Vetter, wenn Dir Lieschen gefällt —“

„Recht sehr, lieber Oheim! Ein allerliebstes, frohes Ding, bei dem einem die Zeit nicht einen Augenblick lang wird.“

„Hm! ja! Aber, pardi, was hast Du immer mit ihr im Vorzimmer zu treiben, und so laut, daß das ganze Haus, von mir an bis auf den Ofenheitzer, weiß: Graf Hans ist bei Lieschen? Giebts denn keinen andern Ort, wenn Du sie sprechen mußt, als das Vorzimmer Deiner Kusine? Es ist wider den Anstand!“

„Also wenn ich zu ihr auf ihr Zimmer ginge: so wäre das nicht wider den Anstand?“

„Wenns Niemand wüßte, nein!“

Verächtlich und zornig sah Hans den Oheim an. „So will ich lieber, beim Teufel! den Anstand übertreten, als Gottes Gebot. Das Mädchen gefällt mir; aber ihr Satan will ich nicht seyn! Herr, zum Schurken will ich nicht an dem Mädchen werden! Bewahre Gott! wie hier die Welt denkt!“ Er blieb bei seiner Manier, und Lieschen — denn der Graf traute

doch seinem jungen Neffen nicht, noch weniger dem Mädchen — und Lieschen wurde auf eine gute Weise aus dem Hause geschafft, ohne daß dadurch Hansens Grundsätze gebessert wären, dem der Mensch nichts als ein Mensch war.

Man nannte das Gemeinheit, und begriff dabei durchaus nicht, wie es zuging, daß trotz Hansens Vertraulichkeit mit allen Domestiken, Niemand mehr geachtet wurde, als eben er.

„Ja, ich achte die Leute auch,“ sagte er, wurde er darüber gefragt — „und für was gehört was!“ Er wußte selbst nicht, daß in seinem Wesen etwas Befehlendes lag, das Niemand zu übersehen wagte, selbst nicht Menschen von seinem Stande.

Die jungen Mädchen neckten ihn wohl, auch die jungen Herren; aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Dieser Punkt fand sich von selbst, ohne daß irgend ein Mensch etwas dazu beitrug.

Daß man das Haus des Grafen Roden besuchte, um den jungen Bären zu sehen, daran war der Baron Braun Schuld. Er sah recht gut, was der Graf Roden mit seiner Tochter vorhatte. Er wehrte sich so gut, er konnte; er konnte sich nicht besser wehren, als wenn er dem jungen Grafen etwas Lächerliches anhängen konnte.

Das gelang ihm recht gut, und die Gräfin Emeline zitterte, daß man erfahren könnte, sie sey zur Gemahlin dieses Ungeheuers bestimmt, der freilich zuweilen die eingeführten Sitten der Gesellschaft so sehr, und so vorsätzlich beleidigte, als ob Vernunft und Recht auf seiner Seite gewesen wären, und er behauptete kühn, sie wären es.

So sagte er einem Herrn von Rasen, der alle Augenblicke sehr feierlich sagte: „Auf mein Ehrenwort!" bei einer Erzählung: „Gilt Ihr Ehrenwort nicht mehr, als Ihre Handschrift: so glaube ich nicht, was Sie erzählen!" so trocken, so laut, so öffentlich, daß allen Menschen das Wort auf den Lippen hängen blieb, daß keine

Seele wußte, wohin sie die Augen schlagen sollte.

Rasen sah seinen Mann überzwerg an, und sagte: „Ihnen muß man viel verzeihen, weiß ich!“

„Kann seyn,“ antwortete Hans eben so laut — „aber wenn ich meine Handschrift nicht anerkennte: so würde ich von Ehrenwort auch nicht reden. Der Wirth aus dem Kronprinzen, Herr von Rasen!“

Rasen erblaßte, wurde roth, wollte sich fassen, konnte nicht, wollte lächeln, und die Muskeln versagten ihren Dienst. „Sie sind ein Unverschämter!“ rief er, bückte sich und verschwand.

Alles stürmte auf den Bären los mit bittern Vorwürfen. „Alle Welt!“ rief Hans: „Sie selbst haben ja vor drei Tagen erzählt die schreckliche Geschichte mit dem Gastwirth, der durch diesen Satan ein Bettler geworden ist! Ich habe es nicht einmal so arg gemacht, wie Sie, meine gnädige Frau, und Sie, Herr Präsident, und Sie, Herr Baron, und Sie, Frau Gräfin!“

„Ja, hinterm Rücken, aber ins Gesicht! das ist eine Horreur! eine Atrozität! der Anstand — mein Gott — der Anstand."

„Ja, ich vernehme mich aus dem Anstande nicht, und wenn ich zehn Jahre darüber nachsinne. Hinterm Rücken, das hielt man bei uns auf den Dorfe für Unrecht, und in der Bibel steht's auch." —

Ha! ha! ha! schlug ein junger Herr eine Lache auf.

Hans, der im Feuer war, drehete sich nach dem Lacher um, und rief: „Herr, lachen Sie über die Bibel: so — der Teufel! da versteh' ich keinen Spaß!"

„Mein Gott, Vetter," sagte Emeline verdrüßlich: „ist's denn noch nicht genug? Soll's noch schlimmer werden? Wie können Sie denn wissen, ob's überall wahr ist, daß der Herr von Rasen —"

„Wahr? wahr?" er zeigte mit einem Finger auf die gnädige Frau, dann wieder auf den Präsidenten, dann auf den Baron, dann auf die Gräfin. Wahr? Aber er wurde doch nachden-

kend. Er stieß einen tiefen Seufzer hervor, fluchte laut, und verließ den Saal ohne Umstände.

Braun kitzelte sich heimlich über des Grafen Versehen. Emeline schämte sich seiner. Alles fiel über den armen Jungen her. Der Graf war neugierig, wohin er gegangen war.

Graf Hans lief spornstreichs nach dem Kronprinzen, um die Wahrheit der Geschichte zu erfahren. Er traf einen alten Mann auf der Hausflur, den er sogleich mit aller Lebhaftigkeit seiner Empfindung bat, ihn zu dem Herrn zu führen.

Ein Seufzer war seine Antwort. „Wer sind Sie denn?"

„Ich bin Graf Hans Roden."

„Gott im höchsten Himmel," sagte der alte Mann, und umfaßte den Jüngling: „Graf Hans! Graf Hans! Herr Graf ich bin der alte Jakob!" Und bei dem Worte hatte ihn Hans an seiner Brust, und an seinen Lippen. „Alter Treuer, Herzens Jakob! lebst Du noch? Nun so freue Dich! alte ehrliche Seele,

denn Deine Tochter Sophie lebt, ist glücklich, ein braves Mädchen, die des alten Pastors einzige Freude ist, und meine dazu! Wie ist Dir's gegangen?" Er zog ihn in die Gaststube, rief nach einer Flasche Acht und vierziger mit zwei Gläsern, setzte sich mit ihm in einen Winkel, schenkte ihm ein, stieß mit ihm an, auf das Wohl seiner Tochter, umhalste ihn wieder, nannte ihn einmal über das andere: „Vater! guter Vater!" Und das alles Angesichts aller Menschen, worunter viele waren, die ihn kannten.

Er drang nun in den Alten, sogleich mit ihm zu gehen, „denn von nun an," rief er laut, und faßte des Alten Hand: „laß ich Dich nicht wieder von meiner Seite, es komme, wie Gott will, mit mir und Dir! Nicht von der Seite, Jakob! Ich habe viel wieder gut zu machen, sagte mir der Pastor, so oft wir von Dir, Du treue Seele, sprachen! Sey Du nun mein Vater, ich will Dein Sohn seyn!"

Das alles sprach er so laut, so ungestüm, untermischt mit den herzlichsten Liebkosungen,

womit er den Alten überhäufte, daß nach und nach alles um beide her einen Kreis schloß.

„Lieber Herr Graf!" hob der alte Jakob ehrerbietig an. „Was Herr Graf? Was, alter Jakob, kommst Du mir so? Nenne mich Hans, wie sonst, da Du mich auf Deinen Armen trugst! Sie haben Dich hinausgestoßen in die Welt. Ich habe es redlich mit Deiner Tochter gemeint, das wirst Du hören. Mein' es nun auch redlich mit mir! Du gehst gleich mit mir."

„Das kann ich nicht," antwortete der Alte; „ich kann meinen braven Herrn in seinem Elende nicht verlassen."

„Wer ist Dein Herr?"

„Hier der Herr des Kronprinzen."

„Ach von dem? darum eben kam ich." Er zog den Alten hinaus, „ist's wahr, daß Herr von Rasen —"

„Der ist an allem Elende Schuld. Er hat das Vermögen meines Herrn geborgt, und leugnet die Schuld ab." — —

Der alte Jakob war nach langem Umherirren in dieses Wirthshaus, als Beihelfer, wenn

viel zu thun war, gekommen; dann, da der Wirth die starre Ehrlichkeit des Mannes merkte, als Aufseher über den Keller, und dann wurde er Rechnungsführer, und endlich der Freund der Familie, und alles in allem.

Der Herr des Hauses hatte tausend Unglücksfälle, die nach und nach seine Umstände verschlechterten.

Das letzte Capital stand in Rasens Händen, die Obligationen waren bei einem Brande verloren gegangen. Er läugnete die Hauptschuld ab, und gab einige kleine Posten zu. Die ganze Stadt war überzeugt, Rasen sey ein Betrüger; aber Niemand hatte das Herz gehabt, es ihm zu sagen. Man schwieg aufs höchste, wenn er den Prozeß erzählte.

„Ih, der Teufel! Jakob, ist es denn auch wahr? sage!"

„Ich bin gegenwärtig gewesen, wie das Geld gezahlt wurde."

„So soll den Kerl doch der Henker holen!" Hans ging mit dem alten Jakob zu dem Wirthe. Er schüttete vorerst seine reiche Börse aus, gab seine goldne Uhr hin. Der Wirth weigerte

sich es zu nehmen. Hans berief sich auf Jakob, daß er reich genug dazu sey, und versprach mehr. „Denn sehen Sie,“ rief er mit funkelnden Augen: „Sie haben da meinem alten treuen Jakob, den ich wie meinen Vater achte, wohl gethan. Ich wäre ja ein Mensch, schlimmer als ein Hund, wollte ich nicht Ihr Freund seyn. Morgen mehr!“

Er lief nach Hause, und fand eine Ausfoderung des Herrn von Rasen.

Er las sie, und lachte. Am andern Morgen war er früh auf dem Kampfplatze, wohin er bestellt war, mit dem Baron Braun, den er als Sekundanten mitgenommen hatte. „Wissen Sie,“ rief er, feurig, den beiden Leuten zu, die Rasen begleiteten, „warum es hier über unser Blut hergehen soll? Ich habe den Gesellen da einen Betrüger geheißen, und jetzt weiß ich, daß er es ist. Seine Handschrift ist verbrannt, und er leugnet sie ab. Frisch heran, Herr von Rasen! Ich müßte mich ja vor Gott schämen, wenn ich der armen Seele nicht wieder zu seinem Gelde verhelfen wollte. Herr, wo ich Sie

sehe, heiße ich Sie einen Betrüger, bis Sie bezahlt haben, bis auf den letzten Pfennig. Frisch heran!" Er zog seinen Säbel.

„Ich habe Sie auf den Degen gefodert, nicht auf den Säbel," sagte Rasen.

„Herr, wollen Sie mir noch obendrein befehlen? Aber das ist eins!" Er nahm einem den Degen ab, und trat mit dem furchtlosesten Gesicht seinem Gegner gegen über. Rasen focht recht gut, und Hans — das sah man an seiner Stellung, — hatte nicht den kleinsten Begriff vom Fechten. Aber das verdammte furchtlose Gesicht ersetzte die Kunst, und als er wie blind nach seines Gegners Brust stieß, ohne sich selbst zu decken, des Gegners Degen mit dem seinen kraftvoll niederschlug, und wieder stieß, und hieb, wie es ihm gelegen war: da war's mit der ganzen Kunst Rasens zu Ende.

Erblassend wich er zurück, und Hans mit dem Jägergeschrei Hussa! Hussa! Hallo! frisch hinter drein, mit der jungen Freude in der Brust, sein Leben für einen Menschen aufs Spiel zu setzen, einen Betrüger zu züchtigen.

Die Sekundanten fuhren dazwischen; aber Hans rief: „Ich will ihn auflaufen lassen, wie einen Eber, den Satan! Die Degen weg, meine Herren!" Und in dem Augenblick stieß er Rasen in die Schulter.

„Genug!" rief der. „Genug! Genug! im Gottesnamen genug!" Denn Hans fuhr fort, wie ein muthiger Jagdhund rascher läuft, wenn der Hirsch ermattet. Der Baron faßte ihn von hinten. Hans nahm es übel, und der erklärte ihm die Gesetze des Duells.

„Ja, wer hat die Gesetze gegeben?" fragte Hans ungläubig. „Er soll zahlen; oder — ich spieße ihn auf den Degen wie einen Haasenbraten!" Die übrigen Sekundanten traten ins Mittel. Rasen konnte ohne Zittern den frohzürnenden Helden nicht ansehen. „So wäre das schon vorbei?" rief Hans unwillig.

„Es ist vorbei!" sagte Braun nach dem Ehrengesetz: „Und Sie müssen den Herrn von Rasen für einen braven Mann erklären, Graf Roden!"

„Für einen braven Mann? Den? Bewahre mich Gott!“

„So muß er sich noch einmal mit Ihnen schlagen, so bald seine Wunde geheilt ist.“

„Nun, ich bezahle den Feldscherer, und nehmen Sie ja einen recht geschickten, damit das Ding bald zu Ende kommt. Denn, beim Teufel, ich will seine Haut zu einer Hirschhaut machen, worin sich alle Engerlinge von ganz Roden eingefressen haben. Zu einem Siebe will ich sie machen. Hören Sie, kann ich ihn denn auch fodern?“

— Das mußten sie ihm zugestehen.

„Nun so lassen Sie die Schramme heilen, und dann fodre ich Sie auf Pistolen, auf zehn Schritt.“ Er betrachtete Rasen dabei mit flammenden Augen. Rasen war nicht im Stande, ein Wort zu reden.

Beim Abreiten rief Hans: „Ich werde mich fleißig nach Ihrer Gesundheit erkundigen.“

„Ach, das ist der lebendige Satan selbst!“ seufzte Rasen einmal über das andere, als er zu Hause war. Aber so bald er konnte, ging

er ganz heimlich auf sein Gut, das sechs Meilen von der Stadt entfernt war.

Hans, nach vier Wochen, stieg zu Pferde und ritt nach Rasens Gute, um zu sehen, wie weit er sey.

„Es könnte seyn, Herr von Rasen, daß Sie noch weiter abzugehen gedächten; aber Zeit habe ich die Menge, und Pferde auch, und Pistolen auch, und machten Sie noch so viele Haken, wie ein Haase, den man verfolgt, und duckten Sie sich auch noch so viel: Sie werden mich nicht los, sage ich Ihnen, bis Sie gezahlt haben bei Heller und Pfennig."

„Ach, der ist mehr als der Satan selbst!" seufzte Rasen. Er kam in die Stadt zurück. Er bat den Grafen zu sich. Er versprach zu zahlen, mit der Bedingung, daß Niemand es erfahren dürfe.

„Alle Teufel," hier lachte Hans aus voller Kehle: „Was das für Menschen sind! Meinetwegen, wenn die Leute nicht wissen sollen, daß Sie sich eines Bessern besinnen können: von mir soll Niemand ein Wort erfahren."

„Und Sie erklären dann, daß Sie mich für einen Mann von Ehre halten."

„Was? Wie? Ich erkläre, daß Sie Ihre Handschrift nicht abgeleugnet haben, und damit Amen!"

Der Herr von Rasen zahlte. Hans erklärte, was er versprochen hatte, lachte dazu überlaut, und am Abend lag die Familie des Wirths vor Hansen auf den Knieen, und Hans hob sie alle empor, und küßte sie der Reihe nach herzlich, und pfeifend und singend kam er nach Hause, und umarmte alles, was ihm in den Weg kam, seinen Oheim, seine Tante, seine Cousine, die neue Jungfer, und sang dazu:

Trarah! trarah! des Jägers Tag
Ist frisch und kurz und froh!

„Der hat irgend wo zu tief in die Flasche gesehen, nicht wahr, Neveu?"

„Ach," sagte er eine Sentenz seines Predigers — „nichts erfrischt den Muth und das Leben mehr, als eine gute Handlung, Oheimchen!" Aber mehr sagte er nicht. Auch das sagte er nur in der Trunkenheit der Freude.

Braun hatte dem Fräulein eine Erzählung des Duells gemacht, an der kein Wort unwahr war, als nur die ganze Erzählung, oder ihr Geist. Hans nahm die Sache wie ein Fleischhauer: war das Resultat. Doch sah Emeline seit dem, daß die jungen Herren ihren rohen Vetter mit einer Achtung behandelten, die sie sich nicht erklären konnte. Auch verlautbarte sich allerlei, das gar nicht zu des Grafen Schande war. Sie fragte ihn endlich selbst. Er sah ihr starr ins Gesicht, ohne zu antworten.

Sie fing an zu erzählen. Er sagte: „Ich weiß, ich habe kein Wort gesagt, und damit gut.“ Er drehete ihr den Rücken zu.

Hans verlangte nun den alten Jakob; aber Jakob stellte ihm vor, daß er nicht wohl in des Grafen Hause leben könnte. Er versprach ihm, so bald er des Grafen Haus verließe, ihm über die ganze Erde zu folgen, durch das ganze Leben, in den Tod.

Hans schüttelte seine Hand. „Das kann wohl so kommen, Jakob! Und dann halte ich Dich beim Worte.“

7.

Hans liebt, und bleibt doch Hans.

Hans hatte Sophien von ganzem Herzen lieb, konnte man sagen, recht von Herzen. Seine Phantasie war voll von ihr. Alles, was er that, dachte, hatte Beziehung auf sie; aber dieser Liebe standen allerlei Kleinigkeiten im Wege.

Sein Vater hatte im dreißigsten Jahre geheirathet, sein Großvater auch, und die meisten seiner Vorfahren noch später. Dreißig Jahr ein Mann; sagte das alte Sprichwort, und er achtete auf Sprichwörter: das hatte er von dem Prediger. Aber wäre er weniger gewesen, als er war, er würde troß den alten Sprichwörtern und troß seinen Ahnen an eine Heirath mit Sophien gedacht haben. Allein neben seiner Neigung zu Sophien lag auch in seiner Seele

ein unbekanntes Verlangen, das ihn in die Welt hinaus riß, nach etwas Unbekanntem, eine Sehnsucht, die, das fühlte er sehr fest, auf seinen Gütern und in Sophiens Armen nicht befriedigt werden konnte. Es waren die Geister seiner Vorfahren, ihre Thaten, die ihn so anzogen. Aber hätte er auch keinen seiner Vorfahren gekannt: so würde er sich doch nach Thaten, nach der Ferne gesehnt haben. Die Jägerlieder hatten nur diese Sehnsucht in seinem Innern geweckt. Diese Sehnsucht war der Gegenstand, auf den er sann, worüber er brütete; aber er konnte nichts heraus brüten. Es fehlte dem kräftigen Geiste an allen Kenntnissen. Er wollte hinaus, wie der Zugvogel, der zur Zeit des Zuges die gelähmten Flügel schlägt, das niedere Dach erfliegt, und nun wieder auf den Boden, den er nicht verlassen kann, ermattet zurück sinkt.

Er war unruhig, und er konnte Niemandem sagen, worüber. Sah er einen Seiltänzer, der auf einem Drathe von einem Thurme herab stieg unter dem Jubelgeschrei des Volkes: so hatte er den unruhigen, ängstlichen Wunsch, lieber ein

Seiltänzer zu seyn, als Graf Hans von Roden.

„Mein Gott, Vetter! wie kann man so denken!“ sagte Emeline, mit den Achseln zuckend.

„Ja,“ sagte er — „wenn ich nur wüßte, wie man anders denken kann! Der Kerl setzt doch sein Leben daran.“

„Für einen armseligen Groschen, Vetter!“

Er seufzte; denn darauf wußte er nicht zu antworten; aber er blieb dabei, er möchte lieber der Seiltänzer seyn, als Graf Roden.

„Wohl noch lieber der Bajatzo?“ fragte Emeline.

„Um keinen Preis.“

„Nun sehen Sie!“

Er konnte den Unterschied nicht finden, sie sah ihn nicht. Sie hielt es für den Zug einer gemeinen Seele.

Er wurde nicht ruhig. Es quälte ihn fort.

„Mein Himmel, Vetter! Sie haben Langeweile,“ sagte Emeline, die doch zuletzt von der Gutherzigkeit und von der Wahrheit in dem Charakter ihres Verwandten gerührt war. „Sie

sollten noch jetzt anfangen, etwas zu lernen, lernen, Vetter! Geschichte, Kunst, Poesie, Musik. Es ist Langeweile, es fehlt Ihnen an Beschäftigung."

„Und spielte ich auch, wie Sie, Emeline! und zeichnete und mahlte, wie Ihr Raphael, und machte Verse, wie — ja was würde das helfen? Spielen sie, so kommt mir es vor, als gäbe es noch eine Musik, die mir weither in der Seele erklingt, und die — die — möchte ich suchen und finden. Bin ich im Schauspiel, ach! was ists denn? Sterben! Sterben zuletzt! Wer kann das nicht? Aber ich möchte erleben, was sie da spielen, möchte es tausendmal erleben. Und wäre es nicht zuletzt doch ein Ende? Was denn? Wenn Sie mir da ein Gedicht vorlesen, Emeline! so ists wohl zuweilen, als ob das Gedicht so wäre, wie mir es ist, und was, wenn ich mit Sophien da zwischen den Felsen saß, was in meinem Herzen dann vorging. Glauben Sie mir, ich kann bessere Verse machen, als alle Ihre Leute da. Reimen thun sie sich nicht, Füße, wie Sie das nennen, haben sie auch nicht; aber

ich weiß doch, was ich weiß. Es ist doch mein! mein! Was soll ich fremdes Zeug lesen!“

„Und dann eine Reise nach Italien, die Wunderwerke der Kunst zu sehen.“

„Sehen? ach immer nur sehen! Ich wollte, ich wäre blind, und müßte mich durch die Welt tappen. Was ists denn nun, wenn ich alles gesehen habe? Was ists denn nun?“

„Das Reden darüber, Vetter! wie interessant ist das!“

„Sehen! reden! Da sitzt es ja eben. Das thut Ihr Papagei, und oft klüger, als die Herren und Damen hier.“

„Und dann, Vetter! wären Sie ausgebildet, machten Sie ein Haus, wenn Sie nicht an den Hof wollten.“

„Ha! ha! ha! ha!“ seine gewöhnliche laute Lache. „Haus machen! da wollte ich lieber ein Gastwirth seyn, oder ein Holzhacker. Alle Teufel! Ich wollte, ich könnte mich alle Tage einmal herum schlagen, oder so —“

Der Fleischhauer fiel ihr ein. Sie zog die Lippe in die Höh, und zuckte die Achseln. Es war mit ihm nichts anzufangen.

Aber doch machte seine schöne Cousine, mit der Junosbüste, und der Dianengestalt, mit ihrer Nachtigallenstimme, die er so gern hörte, einen tiefen Eindruck auf sein Herz. Sein Oheim hatte einmal bei der Fröhlichkeit einer Flasche Wein sein Geheimniß so halb und halb seinem Neffen verrathen, und sein Neffe, dem man über diesen Punkt eben nicht viel Gutes zutraute — denn man fürchtete seine Jugendgeliebte, Sophie — sein Neffe sah gar nicht verdrüßlich zu dieser Anspielung aus.

Nein, umgekehrt, da er am andern Morgen zu Emelinen ins Zimmer trat, und sie in der vollen Blüthe der himmlischen Schönheit vor ihm stand: so kam ihm die Vorstellung wieder zurück, die sein Oheim den Abend vorher in Bewegung gebracht hatte, und sein Herz fing mächtig an zu pochen. War er nicht Graf Hans, so — wer wüßte, was von nun an geschehen wäre?

Aber Graf Hans hatte bei dem Worte Heirathen auch an Sophien gedacht, und da sein Oheim seine Gedanken auf Emelinen leitete, fiel ihm, wie er die schöne Emeline da stehen sah, auch Sophie mit ihrer rührenden Schönheit ein. Er hatte schon recht oft beide Mädchen mit einander verglichen. Emeline war tausendmal schöner, als Sophie. Welch eine Gestalt, so stolz, wie die hohe Buche! Er hatte sie tanzen sehen, und in der That hatte sie in ihrem Ballkleide, mit Blumen, Federn und Perlen besetzt, als wäre sie bestimmt, auf einem Throne unbeweglich zu sitzen, und nun mit diesen tausend Bewegungen der Füße, Arme, des ganzen Körpers, mit dieser Rosenglut der Wangen, mit diesen Flammen des Auges, die der Tanz entzündete, mit diesen Wellen voll Leben des jugendlichen vollen Busens, alle Sinne des Grafen in Flammen gesetzt. Er verwünschte es tausendmal, daß er nicht tanzen gelernt hatte, nur um mit ihr allein zu tanzen, seine Hand um ihre Schultern zu schlagen, und sich so mit ihr auf und ab zu wiegen, Busen

an Busen gekettet. Er beneidete alle die Männer, die mit Emelinen tanzten.

Emeline war sich noch keines so mächtigen Triumphs über ihren Vetter bewußt, außer dem, da er sie zuerst sah, als diesen. Er hatte sie an der Kolonne der Tanzenden mit unruhigen Blicken auf und ab begleitet. Er hatte keinen Blick von ihr gewendet.

So bald sie fertig war, trat er auf sie zu, die ganze Bewegung seines Innern auf seinem Gesichte, faßte ihre Hände, und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Ach, Cousine! ach, liebste Emeline!" und, im Anschauen verloren, blieb er vor ihr stehen.

Sie las die Leidenschaft in seinen Blicken zum erstenmal, und das war ihr an diesem Menschen, trotz ihres Entschlusses, ihm ihre Hand nicht zu geben, so neu, daß sie sich einen kleinen Versuch mit seinem Herzen nicht versagen konnte. Sie nahm seinen Arm, und ging mit ihm auf und ab. Sie setzte sich zu ihm, plauderte mit ihrer süßen Stimme ihm vor. Er antwortete nur mit Seufzern, scheuen unmerklichen Hände-

drücken, und einer so sanften Gefälligkeit, die sie an ihm gar nicht kannte.

„Nicht wahr," sagte sie — „die Damen tanzen hier anders, als Sophie dort in Roden, beim Erndte- oder Pfingsttanz?"

„O, Emeline! nicht die Damen! Sie! Sie! Sie tanzen allein!" Das war gewiß ein hübsches Kompliment. Der Name Sophie hatte in seiner Seele auch nicht die kleinste Bewegung hervorgebracht.

„Warum lernen Sie nicht tanzen, Vetter?"

„Ich habe heute für mein Leben gewünscht, ich hätte es gelernt. Aber dann dürften Sie mit keinem Andern tanzen, als mit mir."

„Wie? mit keinem Andern?"

„Um die Welt nicht! Mit keinem Andern! Auch wollte ich Sie lieber gar nicht wieder als mit einem Manne tanzen sehen." Er sprach so heftig. Es war Eifersucht. Sie lächelte. Sie zog die Bande der Liebe noch fester. Sie wußte gar nicht, daß sie nur seine Sinne erregt hatte. Sie hob wieder von Sophien an. Sie frag-

te, ob er denn mit Sophien getanzt hätte. Er erzählte. Er erzählte sich in seine Kinderjahre, in seine Erndte- und Pfingsttänze hinein. So wie diese schönen Bilder aufstiegen, wurde er kälter, ruhiger und freundlicher. Die dunkle Flamme verschwand aus seinen Augen, und ein klarer Glanz lagerte sich in seinen Blick. Er schloß die Unterredung mit den Worten: „Ach, wie lange ists, daß ich die treue Seele nicht gesehen habe! Wie lange schon! Wie so sehr lange!“

Er hob die Augen seitwärts empor, als sähe er jetzt schönere Bilder, als Emelinen. Sie zog die Lippe ein wenig auf, und tanzte wieder.

Diese kleine Szene gibt ein Bild seiner Seele, und seiner Empfindung gegen beide Mädchen. Er liebte sie beide; aber Emeline ging den Weg des Sieges; denn sie hatte seine Sinne, seine Phantasie, seine geheimen Begierden mit in ihrem Bunde. Das Bild Sophiens gehörte mit in seiner Erinnerung an seine frohe Jugend. Sie verbreitete einen lichten Glanz der Schönheit über die reinen Gemählde seiner

Phantasie. Sie standen da vor ihm in ihrem Lichte, ohne daß er das wußte. Aber Emeline war eine einzige glänzende Gestalt, wie die Bildsäule einer Göttin in ihrem Tempel, der für sie gebaut ist. Sie strahlte Sonnenlicht von sich aus, und schuf die schöne Gegend erst, deren Bewohnerin sie war.

Es konnte fast nicht fehlen, er mußte Emelinen lieben. Er fing an, Vergleiche anzustellen. Er wünschte, Emeline möchte so schuldlos, so rein seyn, so sanft, so anspruchlos, so demüthig, als Sophie; aber umgekehrt wünschte er nichts.

Von Tag zu Tage wurde ihm Emelinens Gesellschaft lieber, ihn verlangte nach ihr, wenn er heim kam. Er fing an, ihr allerlei zu verzeihen, was er ihr sonst vorwarf. Ihren spottenden Witz, den er nicht geliebt hatte, fing er an recht heiter zu finden, recht liebenswürdig. Er war alle Tage mehr entzückt von ihrem Gesange, je mehr er von der Musik nach und nach begriff, obwohl er bei seinem ersten Gefühle blieb, daß Musik ohne Text, ohne Gesang, eine Jagd

ohne Wild ist, ein Baum ohne Blätter, ein Frühling ohne Blumen, ein Sommertag ohne den kühlen Athem der Luft.

Auch Emeline machte allerlei Bemerkungen, die dem Vetter keinen Schaden thaten; Kleinigkeiten zwar, die aber doch ihren Werth hatten. Sie sah an ihm eine Gutherzigkeit ohne alle Gränzen, eine Großmuth, eine Freigebigkeit, die so lange dauerte, als er Geld hatte, und einen Muth, der in jedem Unglück die Probe hielt. — Daß er, wie ihre Pferde flüchtig wurden, und alle ihre Begleiter zu Pferde vor Schrecken erstarrten, daß er im vollen Gallop nach kam, vorweg ritt, absprang, den Pferden in die Zügel fiel, sich fortschleifen ließ, ohne loszulassen, und endlich die Pferde dennoch herumriß zwischen ein paar Bäume, die ihre Wuth hemmten: das war, wie es schien, gar nichts. Daß er eine Wunde, die er dabei erhalten hatte, verhehlte, wie ein Verbrechen, das war viel mehr. Sie erfuhr es von dem Arzt, den er kommen lassen mußte. Daß er bei jeder öffentlichen Noth in der Stadt, beim Feuer, die ge-

fährlichste Stelle auf dem Dache nahm, wo er eine schreiende Stimme hörte, in das brennende Haus drang, und rettete, und seine Börse zehnmal füllte und leerte: das erfuhr sie oft erst lange nachher, wenn man ihn wieder erkannte, wenn die Menschen kamen, sich ihrem Schutzengel zu Füßen zu werfen.

Sie sagte mit einer recht schönen Empfindung des Wohlwollens: „Und davon sagen Sie kein Wort?“

„Was ist darüber zu reden, Emeline? Ich wollte nur, es käme alle Tage so etwas. Es ist doch etwas! Etwas! Ich war auf dem Dache, ehe ichs mir versah. Ich hörte schreien, ich war im Hause, ehe ich es selbst wußte. Bei so einer Gelegenheit hat man keine Zeit zu denken, man schießt, weil das Wild auf dem Schusse ist. Zum Teufel, davon ist nichts zu reden! Ich muß mich ohnehin immer schämen, wenn das Volk da so einen Lärmen davon macht.“

„Das ist doch viel, sehr viel, Baron Braun!“ sagte Emeline nachher nachdenkend zu Braun.

Braun lächelte. „Freilich, meine gütige, großmüthige Seele! Ich finde mehr Großmuth darin, daß Sie es ihm so hoch anrechnen, als daß er es that. Tugend besteht nur in Opfern, im reinen Bewußtseyn der Großmuth, der Opfer, die sie kostet. Er folgt einem blinden Triebe, einem Instinkt, der ihn hinein wirft in die Flamme, wie man den Eimer Wasser hinein gießt. Das entgeht gewiß Ihrem feinen Verstande nicht, o großmüthige Seele! Sie! Sie!" er küßte ihre Hand mit Entzücken.

Sie mußte schweigen. Aber trotz der List des Barons arbeitete doch ihr gerades Gefühl in ihrem Herzen fort, und für ihren Vetter.

Trotz seiner Freundlichkeit gegen jedes hübsche Mädchen wurde sie doch gewahr, daß sein Herz rein war, wie der Himmel. Sie fühlte, daß es ein Glück seyn müßte, die Frau eines solchen Mannes zu seyn unter den Stürmen des Lebens, oder in der Einsamkeit, nur nicht in der Residenz, nur nicht unter den lauernden Blicken eines Hofes.

Sie fühlte ein Vertrauen zu dem rohen Menschen, eine Sicherheit, die sie bei keinem andern Mann, nicht bei dem Baron fühlte. Sie hörte mit Entzücken, wenn die Mädchen von ihm sagten: „Er ist doch ein Mann! ein schöner Mann dazu," und sie fiel auf den Gedanken: „wie? wenn ich nun mit ihm auf seine Güter ginge!"

Der Fürst hatte von ihm gehört. Er sprach ihn in des Grafen Hause. Sie beobachtete ihn in dieser gefährlichen Minute. Er stand so unbefangen da, so groß da, er redete lange mit dem Fürsten, und der Fürst sagte zu dem Grafen: „Ich sehe gar nichts an Ihrem Neffen, als einen bescheidenen, muthigen, braven, jungen Mann, den ich wohl für meinen Dienst verpflichten möchte." Hans redete gar nicht davon. Er stieg recht hoch in Emelinens Kopfe, sogar nach dieser Unterredung.

Da hörte Emeline, daß Hans in des Gastwirths Hause einen alten Mann, den ersten Marqueur im Hause, mit seiner Freundschaft beehrte. Sie warf sogleich wieder den Mund

auf. „Wer ist denn Ihr Freund?“ fragte sie ihn.

Es war ausgemacht, daß Hans den alten Jakob nicht nennen wollte in des Grafen Hause. Er antwortete also: „Mein Freund, der Alte da, ist eine der ehrlichsten Seelen in der Welt, Emeline!“

„Aber ein Domestik des Gastwirths, höre ich. Sie haben doch seltene Freunde!“

„Ja, Emeline, des kann ich mich rühmen. Ja, da haben Sie recht! Er hat seinen Freund nicht im tiefsten Elende verlassen wollen. Er wollte lieber Brod mit seinem Herrn essen, als mit einem reichen Manne reich seyn, der ihm anbot, zu ihm zu kommen, um mit ihm im Ueberflusse zu leben. Das ist selten!“

„Ich habe nichts dagegen, daß Sie den Tugendhaften achten, lieber Vetter; aber öffentlich in der Gaststube mit dem Mann eine Flasche zu trinken?“

„Kommen Sie mir daher, Emeline? Nein, alle Welt, nein! davon hab' ich alle mein' Lebestage nichts gehalten — so wie Nicodemus

in der Nacht dahin zu schleichen. Sehen Sie, wen ich liebe, den verleugne ich nicht vor Gott und Menschen, nicht um eine Welt. Daß ich Sie jetzt so liebe, Emeline, wie ich nimmermehr gedacht habe, so sehr, so — daß es mir manchmal ein Wenig närrisch vorkommt, das will ich aller Welt sagen: ach, ich wollte, ich könnte nur auch dazu sagen, daß Sie mich wieder so ein wenig — viel lieb hätten, wie ich dies von dem alten Manne sagen kann!"

„Es wird doch ein Unterschied zwischen mir und dem alten Manne seyn?"

„Ein Unterschied?" fragte er bedenklich. — „Ja und Nein! Ja! denn Sie sind ein junges Mädchen, schön wie ein Maitag, und meine Liebe zu Ihnen, Emeline, ist wie ein Lied, wobei mir fast die Thränen in die Augen kommen. Mein Herz klopft, mir ist weh und wohl. In meiner Brust ziehen Sonnen, Sterne, Morgenröthen, Frühlinge auf und ab. Ach, ich kann es Ihnen nicht sagen!" Sie lächelte doch recht angenehm. „Nun, der alte Mann ist alt; aber sehen Sie, um seine Seele her hängt doch

eine schöne Engelsgestalt, zu der ich gehe, wie, wie soll ich nun das wieder sagen? — zu der ich gehe, wie zu dem Altare des Herrn, voll Zutrauen, voll Zuversicht, freudig und getrost. Was nun mehr ist, dies oder das, das sagen Sie selbst! Sehe ich in mein Herz, so sag ich: Emeline habe ich lieber; denke ich darüber nach: so sage ich, den Alten habe ich lieber."

Das Kompliment war so sauer, wie süß; aber er war zu keinem andern zu bringen, und da Emeline lächelnd sagte: „Hören Sie, Vetter, wenn ich nun verlangte, Sie sollten die Freundschaft zu einem von uns beiden aufgeben, des Alten, oder meine: Was dann?"

„Wunderliche Frage!" rief er — „die Sie nicht einmal im Spaß thun würden, wenn Sie wüßten, wie ich Sie liebe; aber posito! sehen Sie, den alten Mann könnte ich nicht verlassen, und thäte ichs: was hätten Sie dann an mir? — Einen gewissenlosen Menschen, ohne Ehre." Er schaute sie bei diesen Worten mit seinen blauen Augen so betrübt, und doch so entschlossen an, daß sie fast hätte seine Hand ergreifen und sagen

mögen: „Edler Jüngling!“ Sie mußte ihm zum mindesten seinen Alten lassen, den er jeden Tag einmal besuchte.

Seine Liebe gegen die schöne Kusine drängte sich doch täglich mehr hervor; aber diese Liebe war wieder von seltsamer Natur. Er sagte es offen, daß er sie liebte. Er verschwieg es nicht, daß er sich nach ihr sehnte, daß er ohne ihre Gesellschaft nicht leben konnte. Das ganze Haus wußte es, von dem Oheim bis zum Ofenheitzer. Jeder Fremde wußte es, sobald er mit dem Grafen Hans hundert Worte sprach. Sie kam nun eben dadurch hinter seine poetische Seite, und sie mußte zugestehen, daß er eben so gut Verse machte, als einer ihrer schönsten Dichter.

Aber — da stand sie wieder rathend — so offen er seine Liebe ihr erklärte: so drang er niemals auf eine Erklärung ihrer Gegenliebe. Anfangs hätte sie große Lust, das für eine Feinheit, für eine überzarte Delikatesse seiner Seele zu nehmen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Er dachte gar nichts dabei. Er fühlte, sie würde

es ihm ebenfalls sagen, wenn sie ihn liebte. Liebe schien ihm das freieste Ding von der Welt zu seyn, das kam, er wußte nicht woher. Daß ihm Emeline jetzt gewogener war, als im Anfange, das sah er, und das machte ihn glücklich.

Aber mitten in dieser Liebe war Graf Hans, Graf Hans; denn einen Morgen war er weg, mit zwei Pferden, ohne Bedienten. Er ließ bloß Emelinen durch ihre Jungfer sagen, er sey nach Roden geritten, um Sophien zu besuchen.

Emeline blieb wie eine Bildsäule bei dieser Nachricht stehen. Sie antwortete kein Wort, weder Böses noch Gutes. Aber in ihrer Brust schmerzte ein Pfeil der Eifersucht, was sie selbst belächeln mußte.

Ihr Entschluß war gefaßt. Sie wollte ganz kalt bei seiner Zurückkunft seyn; und doch wußte sie nicht gewiß, ob das eine Strafe für den seltsamen Menschen seyn würde. Sie konnte nicht begreifen, wie er so auf einmal zu dieser Reise gekommen war, besonders eben heute, da sie mit

ihm ein Vergnügen auf dem Garten ihres Vaters verabredet hatte.

Die Sache war ganz natürlich gekommen.

Hans hatte mit dem alten Jakob täglich seine Flasche Wein getrunken, und dabei erzählte Jakob dem Jüngling von seinen Eltern, von ihrer Liebe, von ihrem Tode, von seinem edlen Großvater. Hans horchte, ohne ein Wort zu erwiedern, mit angespannter Seele, mit einer innern Flamme der kindlichen Liebe. So waren die ersten Abende verlaufen. Nun aber mußte Hans erzählen. Er erzählte von seinem Leben in Roden, von Sophien, von seinen Jagden, von dem Prediger, von dem Oberamtmann, von seinen Vorfahren. Der Alte hatte vom ersten Augenblick an die größte Sehnsucht gehabt, seine Tochter einmal wieder zu sehen; aber — er liebte fast den Grafen mehr, als seine Tochter, die er so früh verlassen hatte. Und dazu fürchtete der alte Mann, wenn man seine Freundschaft mit dem Grafen wüßte: so würde man ihm Hindernisse in den Weg legen.

Er hatte aus den Erzählungen des Grafen recht wohl gemerkt, wie sehr man, wie offenbar man auf sein Vermögen losstürmte. Für das Wohl des Grafen mußte er sich unerkannt halten. Wie sollte er nun nach Roden kommen, ohne erkannt zu werden? Doch da Hans einen Abend auch von Sophiens Schönheit, Güte und Freundlichkeit mit dem höchsten Interesse erzählt hatte, da rief der alte Mann: „Ach, ich möchte sie wohl einmal sehen! mein Kind, meine Sophie!"

Hans hatte sich in die alte Leidenschaft wieder hineingesprochen. Er rief: „Das können wir Jakob! Morgen im Tage."

Jakob sagte ihm die Schwierigkeiten, die dem Wunsche entgegen ständen.

„Können es doch, Jakob," sagte Hans — „ich darf nur mein Horn mitnehmen, siehst Du. Die Spitzbubenrotte da in Roden soll nicht ein Wort von Dir und mir wissen. Aber den Tag, Jakob, da ich mündig bin, da wollen wir Beide unter sie hineintreten, und dann will ich zu Gericht sitzen. Laß sie immer noch

wirthschaften, und am Ende — arm machen sie mich nicht, und Emelinens Vater — das hat einen eignen Haken, alter Jakob! Es ist so gut! laß das! Aber morgen wollen wir hin. Um vier Uhr früh, bin ich mit den Pferden hier."

Am andern Morgen früh saßen sie zu Pferde, und waren auf dem Wege nach Roden.

Im letzten Dorfe vor Roden hielten sie an, und am Abend gingen sie Beide durch den Wald nach Roden zu. Hans nahm sein Horn, stellte sich vor die Pfarre auf dem Hügel, und bließ sein Lied:

Und laß die Sterne fallen,
Laß Sonn' und Mond vergehn:
Mein Horn muß doch erschallen
Auf allen grünen Höhn.

Da stürzte Sophie aus dem Hause, sie war eben beim Auskleiden gewesen, wie sie war, in bloßen Armen, ohne Halstuch, und lag mit einem Freudengeschrei an des Grafen Brust.

O Wiedersehen der Liebe! welche Entzückungen giebst du dem Herzen! Sie hielten sich sprachlos umarmt, die Seele hatte keine Worte,

nur die kostbaren Perlen der süßesten und der schmerzlichsten Empfindung, Thränen, nur Schluchzen.

Sophie legte das Haupt an sein Herz, und umfaßte sein Haupt mit beiden Händen, und liebkoste seinen Wangen, und leise bebte das Wort unter dem stillen Weinen hervor: „Hans! Hans!“

Da sah sie den Fremden, der neben Hansen stand, und sie betrachtete. Sie ließ den Grafen fahren, aber sie zog an seiner Hand um ihn wegzuziehen. „Er ist ja Dein Vater, liebste Sophie, Dein treuer Vater! Ich habe ihn gefunden.“

Da streckte der Greis die zitternden Arme aus nach dem geliebten Kinde, und beide Kinder, der Graf und Sophie sanken in die offnen Arme, beide an seine Brust, die unter den schönsten Gefühlen bebte.

Aber die Liebe war stärker, als der fremde, unbekannte Vater. Sie suchte doch mitten in der Umarmung des Vaters des Geliebten Hand,

und ihre erste Frage war doch: „O Hans, hast Du mich nicht vergessen?"

Er zeigte hinauf in ihre Sterne, und sagte: „Und laß die Sterne fallen, ich vergesse Dich nicht."

Dem Alten war wunderbar zu Muthe bei dem Anblicke der Zärtlichkeit seiner Kinder. Er faßte es nicht. Er war unruhig; denn Hans hatte ihm von der Liebe zu der jungen Gräfin so gut erzählt als allen Andern.

„Ist Dein Vater allein?" fragte Hans Sophien.

„Ach er wird sich freuen. Er hat nicht aufgehört, von Dir zu reden, und von meinem Vater. Er wird sich freuen."

„Aber ist er allein? Denn Niemand soll wissen, daß wir hier sind."

„Ganz allein!" Sie zog sie Beide in das Haus, in das Zimmer.

„Hier ist Hans!" rief Sophie tanzend vor Freude, „und mein Vater wieder." Der Prediger wußte nicht, wen er erst umarmen

sollte, seinen alten Freund, oder seinen geliebten Schüler.

Aber hier am Lichte richtete der Graf sein Auge auf die Geliebte, die noch nicht wußte, in welchem Anzuge das Horn des Grafen sie hinaus gerufen hatte. Er sah sie zum erstenmale so wie seine Kusine gekleidet.

Sie wurde es zu spät gewahr, und husch! husch! stand sie wieder vor ihm, jetzt in den Falten eines Tuchs siebenfach verborgen, mit den hocherröthenden Wangen der schönen jungfräulichen Schaam, und in diesem Augenblick ergriff ihn ein reines Gefühl einer höhern, schönern Liebe zu dem Mädchen.

Die beiden Alten zündeten ihre Pfeifen an, um die funfzehn Jahre der Trennung wieder einzubringen, und mit den alten Winken schlichen Hans und Sophie hinaus in den Garten, um ihre zwei Jahre der Trennung nachzuhohlen.

„Was macht die Gräfin Emeline?" war Sophiens erste Frage, und Hans nahm einen weiten Umweg zu seiner Antwort, und ant-

wortete fast gar nicht. „Hast Du mich nie vergessen?“ war ihre zweite Frage.

„Nie! niemals!“

„Nie? Nicht einen Augenblick? Denn Hans, ach Hans! Wie gern hätte ich Dich wohl zuweilen vergessen mögen! wie gern! Den ersten Winter weinte ich um Dich an meinem Rade, und sah den Schneeberg mit Betrübniß an, von dem wir auf dem Schlitten so schnell herabfuhren. Nun sitze ich nicht mehr auf seinem Schoße auf dem Schlitten, sagte ich. Als der Frühling kam, gings noch schlimmer. Da die Lerche aus der Furche in die Höhe stieg, da mußte ich mit Weinen sagen: Wie gern stieg ich mit dir so hoch, bis ich ihn nur einmal sehen könnte! Aber ich dachte, nun wird er kommen! o nun wird er bald kommen! Ach! Hans, wenn ich so Abends mich auszog, wie heute, oder früh aufstand, und ich dachte dann: nun fängt sein Horn an! Sieh, dann mußte ich immer erblassen vor freudigem Schrecken. Ich dachte, wenn er nur zuerst ganz leise anfinge, daß ich nicht zu sehr erschrecken müßte! Und nun heute,

als ich den ersten Ton hörte, war Schrecken und alles weg. Ich schrie auf, und war in Deinen Armen."

„Du wolltest erzählen, wie nun der Frühling kam, liebste, ach, Du geliebte Sophie!"

„Ja, Du kamst ja nicht! Du nicht! Du allein ja nicht! Die Nachtigall wohl, ach, ich mußte ja immer weinen, wenn sie sang. Es kam alles, die Blüthen, die Kirschen, die Aepfel, die Jagdzeit wieder. Ach, mußte ich hundertmal denken, wenn's nur immer Winter bliebe, so lange bis er käme! denn manchmal konnte ich mich doch über die Blüthen freuen, und über die zwitschernden Vögel, und über alles, und dann mußte ich noch stärker weinen, daß Du nicht kamst. Du allein nicht! Ich stand an dem großen Rosenbusche, und weinte, und sagte, „ihr seyd ja wiedergekommen! O hat er mich denn nicht so lieb als ihr? Ach ich mochte den Stern gar nicht mehr ansehn, der immer fort da stand und lächelte, als wäre er nicht Dein Stern, sondern der Stern aller glücklichen Menschen!"

Ach, diese einfache Beschreibung einer treuen, reinen Liebe ergriff sein Herz mit verborgener Gewalt. Er umfaßte das Mädchen und rief, sein Herz an ihres gedrückt: „Und laß die Sterne fallen, Sophie, ich falle nicht! Ich vergesse Dich nicht!“

„Ach,“ rief sie jetzt, ihr Gesicht in ihre Schürze hüllend — „kann ich es dennoch glauben? Sie sagen hier Alle — —“

Da schwieg sie, und Hans fragte nicht, was sie hier Alle sagten. Aber in seinem Herzen stieg ein Schmerz empor, der nur Schmerz war, der durch nichts versüßt wurde. Er mußte sich abwenden, und da legte er das Gesicht in das thauige Gras.

Schnell und heftig hob er es wieder empor, und rief: „Aber ich liebe Dich doch, Sophie, als wärst Du meine Schwester! Und das bist Du ja! Frag' Deinen Vater nur, daß ich Dich liebe, daß ich nicht aufhöre, von Dir zu reden. Wie eine Schwester, Sophie, hörst Du nicht?“

Sie hatten hier Alle gesagt, der Graf Hans würde Emelinen heirathen, das war's, was Sophie nicht sagte, was er errieth, was die Unruhe mit den Dornstacheln in seine Brust versenkte. Armes Mädchen! Als der Pfarrer das hörte, da sagte er: „Das habe ich vom Anfang an gedacht, Sophie! Und so, denk ich, wird vieles wieder gut werden, was nicht gut war."

„Ich hatte es nicht gedacht," sagte sie seufzend.

„Was hast Du denn gedacht, mein Kind? Ich glaube doch nicht, daß Du an etwas anders gedacht hast; das war unmöglich! Ein reicher, vornehmer Graf, Du die Tochter seines Rechnungsführers!"

Sie seufzte noch tiefer; aber es war doch wahr. So sagten ja alle Menschen. Und doch lag in der Seele eine Hoffnung, eine stille Hoffnung, die aber in gewissen Momenten sich strahlend empor hob. Das arme Mädchen!

Jetzt hatte sie die Bestätigung aus seinem Munde. Seine Schwester! Das hatte er noch nie gesagt. Aber die großmüthige Seele gab

den Blüthenkranz ihrer unendlichen Liebe ohne Haß hin. Sie reichte ihm die Hand, und sagte leise: „Mein Bruder, Hans! O wie will ich Dich doch lieben!“ Aber mit diesen Worten stand sie auf. Der Wächter rief Mitternacht. Sie schlichen stumm, sich nur die Hände drückend, nach Hause. Der Vater umarmte seine Tochter noch einmal. Dann drang er auf die Abreise; auch der Prediger.

„Es ist besser so, Kinder!“ sagten beide Alten — „es ist besser so, glaubt uns!“

Sophie und Hans, sagten beide nicht ein Wort dagegen, obgleich ihre Gefühle sich der Trennung jetzt gewaltsam widersetzten. Hans faßte Sophien in seine Arme. Er sah sie finster an. „Aber,“ sagte er — „ich sehe Dich doch wieder, Sophie und immer wieder! Glaube mir! Und laß die Sterne fallen! — Schwester!“ lispelte er. „Bruder!“ sie. Ihre Arme sanken herab. Sie seufzte, und Hans ging mit dem alten Jakob durch den Wald nach ihrem Dorfe.

Hans sprach nicht ein Wort unterwegs. Seine ganze gute Laune war weg. Er ging rasch vorauf, von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer aus den Tiefen seiner verwundeten Seele hervorziehend.

Am andern Morgen setzten sie sich zu Pferde. Der ganze Anblick des Grafen hatte sich verwandelt. Er sah finster vor sich hin und kalt. Er sprach die erste Tagereise nicht ein einziges Wort. Er verglich beständig Emelinen mit Sophien, und das Ende war immer: er fühlte fest und tief, er hatte Sophien Unrecht gethan. Ach, diese Liebe, diese reine Liebe füllte sein Herz mit einem so schweren Schmerze, als er noch nie gefühlt hatte; aber nicht mit Freude, nicht mit Entzücken.

Er hatte sie jetzt in ihrer Schönheit gesehen, wie Emelinen. Die Züchtigkeit, womit sie sich verhüllte, als sie mit ihm ans Licht trat, machte ihn mißmüthig gegen Emelinen. Sein Herz war zerrissen, fühlte er. Auf ewig zerrissen! Ach, der Name Schwester war es nicht, den er dem Mädchen versprochen hatte, den sie

verdiente. Er hatte ihr mehr gelobt. Das alles senkte sich wie eine dunkle Nacht ohne einen Hoffnungsstern tief in seine Seele.

„Aber was kann ich dafür?“ sagte er leise. „Ich bin ja doch auch unschuldig, nur unglücklich.“ Er wollte den Gedanken ganz zerreißen. Er fing mit Sophiens Vater zu reden an. „Es ist besser, als ich dachte,“ sagte Jakob. „Freilich sind sie mit Dir nicht so umgegangen, wie sie wohl eigentlich sollten; aber wenn alles so kommt, wie ich denke: so kann Niemand etwas dagegen haben. Die Güter sind gut im Stande, sagt mir der Pfarrer; und was versäumt ist an den Unterthanen, kannst Du in den ersten Jahren nachhohlen, wenn anders die junge Gräfin mit Dir auf die Güter gehen will. Das hoffe ich!“

Nun war der Augenblick der Entscheidung da, den Hans noch weit hinaus setzen wollte. Er schwieg.

„Du hoffst es auch, Hans? Lieber Herr Graf, Sie hoffen es doch auch?“

„Ach, Vater Jakob, ich wollte, ich wäre noch in Roden. Das ist alles, was ich wünsche."

Jakob sah hoch auf. „Wie? Graf Hans, lieber junger Herr, das ist kein guter Wunsch. Die junge Gräfin soll gut seyn, sagt alle Welt, wohlthätig, klug und sanft."

„Alles wahr; aber —"

„Sie, junger Herr, Du Hans, — Laß mich reden, wie ein Vater zu seinem Sohne! — bist ein Mann, voll Muth, der sich nicht wird seine Frau und Schwiegereltern über den Kopf wachsen lassen. Du hast Verstand, mein Sohn, schnell einzusehen. Du bist gottesfürchtig, ob das gleich eine Frau auch seyn sollte. Du läßt Dir nichts abschmeicheln, abschelten, abdringen, weil Du, Gottlob! ein rechter Mann bist, vor dem ein König Respect haben müßte: was nicht eine Frau? Also — siehst Du — heirathen mußt Du, Du lernst jetzt die Gräfin kennen, Du hast sie von Herzen lieb, sagst Du selbst."

„Alles wahr! aber —"

„Nun dann, aber?"

„Wenn sie wäre, wie Sophie, die schon in Roden Art und Weise, Land und Leute kennt. Das ist am Ende das Wenigste, Jakob, das wollte ich nicht sagen. Nein! aber ich weiß nicht, ich bin seit vorgestern falsch geworden. Ich weiß nicht recht, was ich wünschen soll. Sophie — Vater, Deine Tochter, lieber Jakob.“ —

Hier sah Jakob vor sich nieder; aber dann sah er hell auf. „Nein, das ist nichts, guter junger Herr, auch dann nicht, wenn Sie meine Sophie auch recht von Herzensgrunde liebten. Ich könnte ja mein Auge nicht wieder zu einem Menschen aufschlagen, wollte ich da heucheln. Zum Spiel, wie mir der Pastor erzählt hat, war das gut. Den Stand hat Gott eingesetzt. Das ist nichts!“

„Alles wahr; aber es macht mich unruhig, nnd wäre alles recht: so müßte ich ruhig seyn. Ich liebe Emelinen, und frage ich mich recht: so ist mir's, als sollte ich Sophien allein lieben.“

„Nimmermehr, Graf Hans! Emeline muß Dein Angelstern seyn.“

„Ach, das war längst Sophie.“

„Aber wenn nun,“ hob Hans an, nachdem Jakob ihm Himmel und Hölle vorgestellt hatte — „wenn nun Emeline nicht so wäre, wie wir Beide dachten. Wollte sie nun am Hofe bleiben, Reisen machen, wie sie Lust hat? Wenn sie nun den armen Bauer verachtete, weil er ein Bauer ist? Du weißt nicht, was sie da alles zum Anstand rechnen, daß mich's manchmal kalt überläuft. Wie dann? wie dann? Sie ist fein erzogen, besser als ich, das weiß ich. Sie zeichnet, sie mahlt, sie spricht, wer weiß, wie viel Sprachen. Sie könnte, glaube ich, predigen; aber, aber, Jakob, ich habe schon oft im Stillen gedacht, ob das auch alles aus dem Herzen kommt. Was ists denn alles, wenn das nicht ist? Sie lieben und sind doch falsch. Wenn sie nun auch so wäre! Ach, wäre sie treu, wie Sophie!“

„Du hast ja Zeit, ihr Herz zu ergründen, junger Herr. Halte Dich ein wenig zurück, thue die Augen auf! Sie ist gut, sage ich.“

„Ach, das sagt mein Herz alle Tage tausendmal; aber so ist sie nicht, wie Sophie."

„Das soll sie nicht. Eine Gräfin soll anders seyn, als meine Tochter. Wir haben nichts, als unsre Herzen."

„Ich wollte, sie hätte nichts, als ein Herz, aber ein recht ehrliches. Nun, Jakob, ich verspreche Dir, ich will mir Sophien aus dem Sinne schlagen."

„Dazu helfe Dir der treue Gott, und gebe Dir Glück! Du verdienst es."

Unter solchen Gesprächen kamen sie wieder in der Residenz an, und Hans ging nachdenkend auf sein Zimmer.

8.

Hans erklärt sich.

Als Hans ins Zimmer zu Emelinen trat, wurde er freundlich-kalt empfangen. Er kam mit dem Gedanken: sie sollte einmal seine Frau seyn, und die Regentin seiner Güter. Das gab

ihm eine Wärme, die ungewöhnlich war, die doch ihre Kälte aufthauete, aber nicht ihre Eifersucht. „Sie sind in Roden gewesen?“

„Ja!“

„Und was macht Ihre Sophie?“

Die Frage zerriß sein Herz. Er konnte um Sophiens willen nicht sagen, was er dachte; Er sagte: „Sie war wohl auf.“

Eine kalte Antwort für eine so weite Reise. „Mehr haben Sie nicht gefunden, armer Vetter?“

„Was ich fand, Emeline, das war ein stiller Schmerz. Sie wissen, wie ich sie liebe, Emeline!“

„Das weiß ich; denn Sie sagen es. Haben Sie es Sophien nicht gesagt? Seyn Sie einmal aufrichtig!“

„Aufrichtig, Gottlob! bin ich immer. Ich habe es ihr gesagt, weil es wahr ist, Emeline; aber Sie liebe ich mehr.“

„Haben Sie ihr das auch gesagt?“

„Nein, das hätten Sie nicht verlangt, Emeline, das nicht!“

„In der That, das hätte ich verlangt, wenn ich Sie wieder liebte. Ueber diesen Punkt darf kein Zweifel bleiben."

„In Ihrem Herzen, Emeline. Darum eben sage ich es ja; aber Ihnen! Ihnen! Sophie ist meine Schwester!"

„Auch eine Schwester muß das wissen."

„Warum? Ich würde meine Schwester lieben von ganzem Herzen, wie meine Braut von ganzem Herzen. Warum soll ich wägen, was nicht zu wägen steht, Emeline?"

„Ich liebe solche Schwestern nicht, die nicht wissen dürfen, wie geliebt die Braut ist."

„Emeline!" rief er. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, er erzählte ihr alles. Das Auffinden von Sophiens Vater, des alten Mannes ertragenes Elend, seinen Wunsch, seine Tochter zu sehen, seine Abreise nach Roden, sein ganzes Gespräch mit Sophien, seine Unterredung mit Sophiens Vater auf der Herreise.

„Nun," hob er an: „Nun kennen Sie uns alle, Emeline! mein ganzes Herz, Sophiens Herz, des Vaters Herz."

In der That, die Gräfin war gerührt von der einfachen Erzählung, die sie ihm allein glaubte, weil nie eine Unwahrheit über seine Lippen kam. Aus dieser Erzählung drang die Liebe zu ihr so schön hervor, daß sie nicht mehr an seiner Liebe zweifelte.

Sie sah ihn mit freundlichen Augen an. Sie reichte ihm die Hand, sie drückte sogar seine.

Sie fühlte, wie wenig Mühe es den alten Jakob und den Prediger gekostet haben würde, den redlichen jungen Menschen an Sophien fest zu binden, wenn sie gewollt hätten.

Sie fragte: „Weiß denn Sophiens Vater? —"

„Ich habe es ihm ja gesagt, daß ich glaube, das theure Mädchen liebt mich, wie ich sie liebe, Emeline."

Sie fühlte die stille Großmuth in dem Alten.

„Aber Sophie hofft, lieber Hans!" Zum erstenmale nannte sie ihn so.

Hier faltete Hans die Hände, und wendete sich traurig ab. „O Du Theure!" sagte er: „Die Arme! die Arme! Aber sie hofft nicht mehr, liebe Emeline! O Himmel, ich bin wohl unschuldig! O daß ich, ich es seyn mußte, der ihre Hoffnung zerstörte! O daß sie hoffen könnte! O wenn ich sie liebte! Ach! ich bin recht sehr unglücklich!" Er legte beide Hände auf seine Brust und wollte gehen.

Emeline war in der That schön gerührt, sie wollte ihn nicht gehen lassen, ohne ihm ein schönes Wort voll Hoffnung zu sagen. „Bleiben Sie, lieber Graf," sagte sie: „Sie wissen ja von meinem Herzen noch nichts."

„Ich muß gehen, liebe Emeline! Das schönste, was Sie mir in dieser Minute sagen könnten, würde eine Beleidigung für Sophien seyn, die, ach, guter Gott! nichts verbrach, als daß sie treuer war als ich." Er nahm sanft seine Hand aus ihrer und ging.

Der Augenblick ihrer Rührung ging vorüber, und die bedenkliche Klugheit hinkte an Emelinens Seite, und fing ihr an zu zu raunen:

„Wer weiß, ob alles so ist? Des Vaters und des Pfarrers Großmuth ist Verstellung. Sie hätten ihn gern; aber sie sahen seine Leidenschaft, und schmeichelten ihr. Und wenn sie die Hoffnung aufgegeben haben, was noch die Frage ist: so hat das Mädchen die Hoffnung noch nicht aufgegeben; und Hans, so verliebt er ist, ist doch ein Thor, ein wahrer leichtgläubiger Thor, der das leichte Spiel jeder Intrigue ist. Die Frage ist ja: hat er die Wahrheit rein gesagt?"

So lispelte die kalte, mißtrauische Klugheit ihr ins Ohr. Sie stützte die Stirn in die Hand, und ging dann zögernd zu ihrem Vater. „So steht alles!" sagte sie, nachdem sie ihm alles erzählt hatte.

Er hörte schweigend zu, legte den Finger an die Stirn, lächelte ein wenig satyrisch; denn seine Tochter hatte ein paar Worte entschlüpfen lassen, die gar nicht übel von Vetter Hans sprachen, und dann hob er an, die Sache sogleich für sich in eine Betrügerei verwandelnd, die so einfach, so rein war: „Des Mädchens Vater ist unser Feind. Das ist unzweifelhaft.

Der alte Pfarrer auch. Das Mädchen fürchte ich weniger, als die beiden Alten. Es ist fatal, recht fatal, daß der Alte, der die Güter, und ihre Einkünfte kennt, wieder auf dem Schauplatze ist. Wie Teufel! hat ihn Hans gefunden? Der Alte steckt vielleicht schon seit Jahren dazwischen. Ich möchte den Alten ein paar Minuten sprechen."

So war die reine Empfindung schöner Herzen zu einer Hofintrigue geworden.

Emeline bat den Grafen, ihr den Alten zu bringen, der so viel Theil an ihr nähme. Darin fand Hans gar nichts, da die Sache nun einmal bekannt war. Der alte Jakob ging mit ihm am Abend hin. Als der ehrwürdige Mann vor Emelinen stand, so verschwand wieder jeder Zweifel aus ihrer Brust. Der alte Mann huldigte ihr gleichsam, als seiner künftigen Gebieterin; und Emeline war so sanft, so gütig, so menschlich gegen den Alten, daß seine Augen überflossen. Als Hans einen Augenblick hinausgegangen war, sagte der Alte: „Der junge Herr Graf liebt Sie, meine

gnädige Herrschaft! Ich weiß es, doch Sie wissen vielleicht nicht einmal, wie herzlich, wie sehnlich er Sie liebt. Und nun sehe ich ja selbst, welch ein frommer Engel Sie sind. O Gott, der Barmherzige, lenke Ihr Herz zum Guten, und überhäufe Sie dann Beide, wenn mein Wunsch erfüllt ist, mit allen Freuden des Lebens und einer ewigen Hoffnung!"

Die schwarzen Augen der Gräfin füllten sich mit Thränen, ihr Herz mit Demuth. Sie war jetzt wahrlich ein Engel. Sie bereuete es, ihrem Vater ein Wort von der ganzen Sache gesagt zu haben; aber ihr Vater trat wie von ohngefähr in ihr Zimmer. Er fragte nach dem Namen des Alten. Er schüttelte ihm die Hand. Er machte eine Art von Entschuldigung, daß er ihn so von den Gütern des jungen Grafen hätte weggehen lassen. Zu spät hätte er erst gehört, wie treu Jakob gewesen wäre, wie er die Familie geliebt hätte.

Der Alte nahm das Alles für Wahrheit; er war vergnügt, wie ein König, und auf dem Rückwege sagte er zu dem Grafen: „Es sind ja Engel!

Welch ein Vater! welch eine Tochter! O Hans! Hans! wie glücklich wirst Du seyn! wie glücklich!"

„Ich habe nie diesen frommen Gesichtern getraut," sagte Emelinens Vater zu Frau und Tochter. — „That der Mensch nicht, als hätte ich ihn noch so sanft gebettet? Gebt acht, da spinnt sich etwas an!"

„Sie gehen zu weit, lieber Vater," sagte Emeline — „Sie gehen wahrlich zu weit!"

„Nun, der Schritt vom Mißtrauen zum Vertrauen ist bald und gern zurück gethan; aber die Klugheit verbietet, ihn zu thun."

Er hatte sogar in den Runzeln des Alten Züge der Falschheit entdeckt. Er hatte ein heimliches Zuwinken zwischen Hans und Jakob gesehen. Das war wahr. Er legte es nur falsch aus. Die Familie entschloß sich, die Schliche des alten Mannes zu beobachten. Von dem jungen Grafen erwartete Niemand eine Betrügerei. Er war zu einfach dazu; zu einfältig, wollte Niemand sagen.

9.
Hans macht Ernst.

Der alte Jakob hielt dem Grafen noch eine lange Vorlesung über seine Unschuld gegen Sophien. „Ich bin ja Vater; ich werde ja wissen, ob Du meiner Tochter Unrecht thust, oder nicht. Auch hat mir der Pastor gesagt, daß Sophie das recht gut einsieht. Denn sie wissen es dort schon lange, daß eine Heirath mit Dir und Emelinen im Werke ist."

Hans war getröstet, aber nicht beruhigt. Er liebte Emelinen, seit sie Sophiens Vater so gütig behandelt hatte, noch inniger. Denn diese Behandlung war ihm der Bürge, sie würde die Unterthanen seiner Güter eben so gütig behandeln.

Emeline hatte so manche Züge der Großmuth, sogar der feinsten Menschlichkeit von dem Grafen gesehen, daß ihr Urtheil über ihn erschüttert war, ehe sie sichs versah. Sie fühlte schon lange eine Achtung gegen ihn, deren Entstehung sie nicht wußte. Aber sie wagte mit

Hansen nicht, was sie mit allen andern Männern ohne Umstände wagte. Sie konnte sich es nicht länger verhehlen, daß es auch mit seinem Kopfe so übel nicht stand. Seine Urtheile über Dinge, die er verstand, trafen genau. Er fand aus dem Kreise ihrer Bekannten die lächerlichen Personen, die Schurken, und die edlen Menschen sehr bald heraus. Er konnte Gold von Vergoldung sehr gut unterscheiden, so wenig er auch von seiner Kunst redete.

Selbst ihr verehrter Baron mit allen seinen Künsten lag zuletzt offen vor ihm da.

„Es ist etwas Großes in ihm, Vetter! Seine Reise nach Indostan!“

O wie lachte der Graf! „Nach Indostan? Ich dachte immer, er könnte dahin mit Kutsch und Pferden; da glaubt' ich es auch. Aber er muß zu Fuß dahin, durch Wüsten ohne Wasser, über ungeheure Gebürge, oder zur See. Der nach Indostan? und wurde neulich blaß auf dem Kahne, als die Wellen ein wenig hoch gingen? Lockspeise! Fuchsfallen! für solche Köpfchen, wie Ihrer, Emeline, die nicht wissen, daß zwischen

Wort und That tausend Meilen liegen.“ Er pochte bei diesen Worten an Emelinens Stirn. „Ich bin mit ihm auf der Jagd gewesen. Der Thau war ihm zu naß, die Sonne zu heiß, die Mücken führten Krieg mit ihm. Er verlangte, die Hügel sollten seyn, wie hier der Boden so platt, und die Wege so weich, wie hier der Fußteppich. Seine Bursche mußten ihm die Jagdtasche und die Büchse tragen. Lockspeise! Marderfallen! Er kann nicht essen ohne ein Paar Bediente, nicht trinken als aus Krystall, nicht sehen als durch eine Brille, nicht gehen als auf Schuhen mit Filz, und nicht denken, als was er von Andern gehört hat.“

Der letzte Schlag vollendete. Sie fuhr auf.

„Ha! ha! ha!“ fuhr Hans fort: „Was ich recht weiß, kann ich auch einem Andern erklären, und ein Narr spricht nur von Dingen, die er nicht versteht, oder ein Betrüger, und wer weiß, warum er immer mit Ihnen seine hohen Sachen spricht, wovon Sie auch nichts verstehen.“

So kam das oft jetzt, seit dem zu Hansens Freunden ein Professor gehörte, der den edlen Charakter des Jünglings unter der rohen Schaale erkannt hatte. Er hatte sich frei gemacht von der letzten Abhängigkeit, worin ihn seine Kusine hielt, von der tiefen Achtung gegen ihre Kenntnisse, und sein Charakter zwang ihr eine Achtung ab, die gegründet war.

Kurz, Emeline fing an, ihren Vetter recht von Herzen zu lieben, mit einer Liebe, die zwar nicht an ihr Ideal reichte; aber mit einer Achtung, mit einer so festen Gewißheit, daß sie mit ihm glücklich seyn würde, daß sie eine vollkommene Thörin gewesen seyn müßte, wenn sie nicht dieser Neigung Gehör gegeben hätte.

Aber sie trauete auch seiner Heftigkeit nicht ganz. Sie hatte sich einen Lebensplan gebildet, der vielleicht zu weit ab von des Grafen Plane lag. Sie wollte noch einmal die große Reise machen; sie hatte, da alle Welt von Homer redete, Griechisch angefangen, und redete desto mehr davon, je weniger sie davon wußte. Hans verlangte auch in die Welt, das wußte

sie. Aber wie? zu welchem Zweck? das konnte er nie sagen. Er ärgerte sich, daß er nie wußte, was er recht wollte, und darum erklärte er, daß er den Plan ganz aufgebe, so bald er etwas besseres wüßte. Und das Bessere wußte er jetzt von dem alten Jakob: die Regierung seiner Güter, und die Beglückung seiner Unterthanen. Er gab dem Alten zu, daß das ihn beglücken würde. „Aber, aber, Jakob, ich fürchte, wenn nun nichts mehr zu thun ist!“

„Zu thun! Ich weiß gewiß, Du wirst nicht den zehnten Theil von dem thun, was Du thun kannst, was Du zu thun Lust haben wirst.“ Jakob mahlte ihm sein Leben auf den Gütern so süß, so thatenreich vor, daß er rief: „Nun, so hole dieser und jener das Reisen! Denn die steinernen Puppen in Rom besehen, was Emeline immer meint, das ist nun gar nichts.“ Er faßte den Entschluß, auf seinen Gütern zu leben, und alle seine Kräfte zum Wohl seiner Unterthanen anzuwenden.

Auch für Emelinen hatte diese Idee, wovon er jetzt so voll war, einen großen Reitz. Sie

verband aber damit ein Haus im italiänischen Stil; einen Garten, wie der Park eines reichen Engländers; alle Woche Konzert; eine Bibliothek, eine kleine Gemählde-Gallerie von ausgesuchten Stücken, eine große Kupfer-Sammlung, ein zoologisches Kabinet, Ball, Gesellschaft, den Winter in der Stadt, am Hofe leben; und doch zwischen diesem schönen Gemählde stand immer Sophiens rührende Gestalt, die der Graf doch einmal geliebt hatte, ihr entgegen. Je mehr sie den Grafen liebte, desto ernster und beunruhigender wurde ihre Eifersucht. Das Mädchen mußte fort. Sie mußte in die Ferne hin verheirathet werden, ehe sie sich mit Sicherheit in seine Arme werfen könnte. Daran hatte der Graf auch recht oft mit Unruhe gedacht. Er wollte sie gern glücklich sehen, wie er selbst war.

Der Baron verließ das Haus voll Verzweiflung, und schwor, sich in den Gebürgen von Tibet eine Einsiedelei zu suchen, um dort zu sterben. Graf Hans hatte seine Liebe tausend Mal erklärt, und Emeline erklärte — da endlich der Vater dazwischen trat — ihre Nei-

gung auch. Sie wurden in Gegenwart der Eltern feierlich verlobt. Die öffentliche Ankündigung wurde ausgesetzt auf Emelinens Verlangen, bis sie auf ihres Vaters Güter gehen könnte. Sie scheute die spöttischen Urtheile des Hofes und der Stadt; denn Graf Hans hieß noch immer der rohe Graf in der Stadt, und L'ingenu am Hofe.

Emeline wollte nun des Grafen Herz prüfen. Sie bestand auf eine Reise mit ihm nach Roden. Ihre Eltern willigten ein.

Der Graf erklärte gerade aus, nein! Emeline setzte sich zu ihm, und suchte ihn zu überreden mit tausend Gründen. „Ich aber will nicht." Dabei blieb er mit einem finstern Gesichte, das sie mit allen Liebkosungen nicht aufhellen konnte. Endlich wurde sie unmuthig. „So sagen Sie nur einen Grund!" rief sie aufspringend, „nur einen vernünftigen Grund!"

„Es geht mir nahe, daß ich ihn sagen soll, den Grund, warum ich nicht will. Bei meiner Seele, Emeline! wenn Sie mich liebten, nein, Sie könnten nicht nach Roden wollen,

mir zu Liebe nicht! Aber von mir will ich nicht ein Wort sagen. O Emeline! fühlen Sie denn gar kein Mitleiden mit dem armen Mädchen in Roden?"

„Ja, freilich, das seh ich jetzt. Das Mädchen darf nicht wissen, daß ich Ihre Braut bin."

„Sie weiß es; aber von mir soll sie es nicht wissen, nicht von Ihnen; und soll sie es von mir erfahren, gut, auch das! so will ich sie in diese Arme nehmen, an dieses Herz drücken, drücken, ach an dieses Herz, das ihr andere Hoffnungen gab, und das schon jetzt voll Schmerz ist. O Emeline! wenn ich ein Mädchen wäre: ich glaube, mein Herz müßte vor Schmerz brechen! Nein, ich kann nicht nach Roden, und wenn Sie darauf bestehen," hier sah er sie mit bedenklichen Blicken an — „welche Hoffnungen habe ich dann verloren! Ich will nicht! Ich will durchaus nicht!"

„Ich fodre, als einen Beweis Ihrer Liebe, diese Reise. Nur auf eine Stunde will ich mit Ihnen in Roden gewesen seyn."

„Emeline!“ rief er mit funkelnden Augen — „wenn ich es könnte, wie müßten Sie selbst dann zittern, mich zu heirathen! Nein, nein! Ist das Ihnen nicht genug, was ich gethan habe: so — wird nichts genug seyn. Und stiege ein Engel vom Himmel herab, und wollte mich bereden: so würde ich sagen: Hebe dich weg von mir, Satan!“

Der letzte Ausdruck war doch ein wenig zu stark für Emelinen. Sie hatte nachgeben wollen; denn die Blicke, womit er sie betrachtete, hatten sie erschreckt. Der letzte Ausdruck verdarb alles wieder.

„Gottlob, mein Herr!“ rief sie — „noch bin ich nicht Ihre Frau.“ Er sah hell auf. Er faßte ihre Hand mit dem süß-schmeichelnden Ausdruck der Liebe, und sagte mit bebenden, zärtlichen Tönen: „Meine Emeline! o meine Emeline!“

„Liebster Graf!“ sagte sie mit dem unwiderstehlichen lächelnden Bitten: „auf eine Stunde nur, mir zur Liebe!“

„Ich liebe Sie," sagte er, ihre Hand an sein Herz drückend: „aber darum verbiete ich Ihnen, nach Roden zu gehen!" und mit diesen Worten verließ er ihr Zimmer.

Sie stand, wie aus der Luft gefallen, da. „Was war das?" fragte sie sich. Sie lachte laut auf. „Das wäre doch zu früh! zu früh! Schon als Bräutigam? verbieten? Gab's denn kein anderes Wort?"

Sie fühlte wohl, daß er im Ganzen Recht hatte; sie selbst hatte nicht einmal die feste Absicht gehabt, die Reise wirklich zu thun. Sie wollte nur seine Einwilligung, und dann war's noch immer Zeit, an das Nein zu denken.

„Aber so abgewiesen, so kalt, so hart, so unfreundlich!" Sie warf sich an ihren Zeichnentisch, statt sich zu einem Spaziergange anzuziehen, den sie mit ihm verabredet hatte. Als er kam, sie abzuholen, sagte sie kalt: „Ich habe keine Lust."

„Morgen denn?"

„Auch morgen nicht."

„Nun, denn übermorgen?"

„In den ersten acht Tagen nicht,“ sagte sie, ohne das Gesicht aufzuheben. Sie hatte doch eine kleine Furcht vor diesem rohen Menschen, der sie überwältigte.

Er ging, und in einer Stunde saß er zu Pferde, und ritt davon. „In acht Tagen,“ sagte er seinem Oheim — „bin ich wieder hier.“ Als er am Abend nicht zu Tische kam, fragte Emeline, und hörte. „O das ist zu arg!“ rief sie überrascht. Ihr Vater fragte, und sie mußte erzählen. Der Vater schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte kalt: „Er hat eine gewisse Manier, die man nicht hinter ihm suchen sollte. Emeline! er mag seyn, wie er will, ein Mann ist er, trotz seiner Jugend. Ich bitte Dich, das zu bedenken.“

Sie lächelte jetzt, wie ihr Vater. „Ja wohl, Vater, muß man das bedenken; denn ich liebe die Reue gar nicht.“

Hans kam nach acht Tagen zurück. Er war in einem nahen Bergwerke gewesen. Er war voll, ganz voll von einer rührenden Begebenheit, die er dort gehört hatte. „Eine Grube

stürzt ein, und verschüttet einen jungen Bergmann. Sogleich müssen alle Bergleute heran, um eine Oeffnung in den Schutt zu machen. Die Braut des Verschütteten hörts, stürzt aus dem Dorfe an den Schacht. Sie hört in der Tiefe reden. „Er ist todt!" rufen die Bergleute. „Hier ist er!" Das Mädchen ruft: „Todt? So begrabt mich mit ihm!" und sie stürzt sich hinab in den Schacht, und ist zerschmettert."

Hans hatte dem Begräbnisse beigewohnt. Er redete mit einer tiefen Rührung davon; Thränen hingen in seinen Augen. „Das war Liebe!" sagte er, Emelinen ansehend. „Und laß die Sterne fallen!" setzte er hinzu, vor sich auf dem Teller spielend in stiller Bekümmerniß. „Das war Liebe!"

„Die Niemand der Geliebten anmuthen wird," sagte der Oheim.

„Wer würde das fodern? O, wer, Oheim?"

„Nun, so ists Raserei, Neffe! denn Liebe kann ich fodern."

„Raserei? Guter Gott! Ich fühle denn, ich würde mich Emelinen nachstürzen, so gut

wie das Mädchen." Er sah Emelinen mit trunkenen Augen an. Emeline schwieg ganz dazu.

Er hatte darüber mancherlei Betrachtungen, die er aber selbst dem treuen Jakob verschwieg. Emeline war kalt und einsylbig gegen ihn. Er war finster und stumm. Sie mußte doch wieder einlenken. „Liegt Ihnen das Geschick des Mädchens, das sich in den Schacht stürzte, auf dem Herzen?" fragte sie. „Der Tod ist kein so großes Uebel, als der Zweifel, geliebt zu seyn."

„Emeline! Sie sagen es, was mir fehlt. Sie lieben mich, sagen Sie, und Sie fragen nicht, was mir weh thut, was nicht?"

„Sie sagen, Sie lieben mich, und Sie — Ich weiß nicht einmal, ob Sie Sophien nicht mehr lieben, als mich!"

„Wenn ich Sophien mehr liebte, als Sie, Emeline: so —"

„Wer weiß, wer weiß! Hätte die Welt nicht Ihre Verbindung mit dem Mädchen geächtet: wer weiß —"

„Die Welt? geachtet? Ach, Emeline! wie wenig kennen Sie mich! Ich stürzte Ihnen in den Schacht nach; und wenn mich der Tod nicht hält: wird mich die Welt halten, die Welt, die ich verachte?“

Sie lächelte. Sie sagte, guter Laune: „Sie sind ein Starrkopf, dem ich, das fühle ich, immer nachgeben muß.“

Der Frieden wurde geschlossen. Sie war wieder so gut, so sanft, so süß, daß er mit größerer Leidenschaft zu ihr zurück kehrte. Von der Reise nach Roden wurde nicht mehr gesprochen. Aber kopfschüttelnd hatte Hans bei dem alten Jakob gesessen, und gesagt: „Ja, Jakob! ich liebe Emelinen mit einer Gewalt, die mir ein Wunder scheint; aber, aber, alter Jakob! — wenn sie mich nicht liebte, wenn sie —“ er stützte den Kopf auf. „Ich könnte mich ihr nachstürzen, wie das Mädchen, in den Tod; aber denkt sie mich zum Narren zu machen, wie die Mädchen thun: so ists vorbei, und müßte ich mich in einen Schacht stürzen, um mich von ihr zu trennen. Ach, Jakob! Deine

Tochter, das weiß ich, würde, wie das Mädchen — Und laß die Sterne fallen! Pah! ich will die Augen aufthun, Jakob! Ich will!"

10.

Wiederum ein Stückchen aus der Welt.

Die Gräfin Emeline liebte ihren Vetter, den sie immer mehr achten lernte, mit einer Leidenschaft, die sie mit großer Mühe ihm, noch mehr allen Andern, verbarg. Wurde sie um ihr Verhältniß mit dem L'ingenu gefragt: so zuckte sie bedenklich die Achseln. „Familienverhältnisse fodern Opfer, und wir Mädchen, wir sind ja von Jugend auf daran gewöhnt, Opfer zu bringen. Er ist ein redlicher Mann, ein Mann von Charakter, das will wenigstens viel sagen. Er hat reine Sitten, das ist noch mehr, er liebt mich mit einer wahrlich sehr rührenden Leidenschaft."

So sagte sie; aber ihr Herz schlug doch dabei unruhig. Er sprach von ihr ganz entgegengesetzt mit dem alten Jakob.

In ihren schönsten Stunden machte sie mit ihm allerlei kleine Versuche, die aber alle mißlangen. Sie drang auf eine Reise nach Italien. Er sagte: „Ja, wenn es meine Unterthanen in Roden erlauben." Sie drang auf den Aufenthalt während des Winters in der Stadt. Er bedang sich den Januar, oder wenn tiefer Schnee läge, für die Jagd aus in Roden. Sie foderte Antiken. „Erst habe ich die Menschen glücklich zu machen, dann wollen wir an die Menschen von Marmor denken, die so theuer sind."

„Theuer, Hans? theuer? Ist Ihnen etwas für mich zu theuer? Sie verschwenden hier doch große Summen."

„Verschwenden? Emeline! verschwenden?" fragte er stärker. — „Nun wenn Sie das verschwenden nennen, was ich ausgebe, und wofür ich ausgebe: wie nennen Sie dann die Haushaltung Ihres Vaters? Wie? Sie wissen, wo mein Geld bleibt; denn Emeline! ich ha-

be es mit Verdruß gehört, daß Sie mir nachforschen, daß Sie mir nachlauern lassen. Aber gut! gut! Sie wissen, wo mein Geld bleibt, in den Hütten der Unglücklichen, der Dürftigen, der Kranken, die, von allen Menschen verlassen, hülflos verschmachten. Und das nennen Sie verschwenden? Sie? O Emeline! Emeline! Sie selbst sind wohlthätig, mitleidig: das habe ich zu meiner Freude gesehen. Aber Sie haben da die Niobe, von der Sie mir erzählten, daß sie zu Stein wurde, wie sie ihre Kinder sterben sah. Alle Teufel! es würde mir nicht anders gehen müssen, als der Puppe —"

„Puppe? wie oft muß ich Ihnen das sagen?"

„Der Bildsäule. Ich muß erst hart werden, wie Marmor, wenn ich mein Haus mit Steinen ausfüllen soll, und meine Unterthanen müssen darüber verschmachten. Ich will mich gern behelfen, und was ich sparen kann, dafür kaufen Sie Gemählde und Bildsäulen, so viel Sie wollen; aber meine Unterthanen sollen nicht Noth leiden."

„Die sind an Noth gewöhnt, Hans!“

„Was?“ rief er zurückfahrend. — „Das ist ein Unglück mehr, eine Schurkerei des Amtmanns, den ich den Tag wegjage, da ich mündig bin.“

„Sie werden es Ihnen nicht danken. Sie sind undankbar.“

„Und wenn das wäre, alle Teufel! Darum bin ich nicht quit mit ihnen. Aber es ist nicht wahr; sie sind nicht undankbar. Ich habe die Leute nur halb geliebt, aber sie waren schon dafür dankbar. O Liebe giebt Liebe, das weiß ich. Ein Hund ist dankbar, ein Hund liebt den, der ihm sein Futter giebt. Emeline! es ist grausam, was Sie sagen.“

Sie schmeichelte, sie liebkoste, sie wurde kalt, sie wurde ernst, sie drohete; aber Hans war nicht einen kleinen Schritt von seinen Grundsätzen abzubringen. Er ging, wenn sie es ihm zu arg machte, hinaus, und kam nicht wieder; aber wenn sie nur ihre Rolle gehörig fortspielte: so führte ihn doch die Leidenschaft wieder zu ihr. Das merkte sie sich, und wie

hätte sie alle ihre idealischen Plane eines Kunstlebens an diesen rohen Menschen verlieren sollen? Sie mußte den Löwen fesseln, wenn nicht an der Rosenkette der Liebe, doch an die festern der Eifersucht.

Der englische Gesandte, der an dem Hofe den alten ablösste, brachte den Mylord Gower mit, einen jungen Mann, der sich in den Gesandschaftsgeschäften in Deutschland üben sollte. Mylord Gower zeichnete sich durch sein einfaches Wesen, durch seine Nazionalität so aus, daß sich sogleich Hans an ihn hing. Er kam zu dem Grafen Roden, er sah Emelinen, und der Engländer betrachtete das schöne Mädchen mit Augen voll Flammen. Er redete sie an, und sie sprach mit ihm seine Muttersprache so geläufig, daß das ein neuer Reiz für ihn wurde.

Er sagte zu Hansen, der mit ihm ging, mit einem Eifer, der aus einem vollen Herzen kam: „Das ist ein Engel, das ist eine Göttin, das ist ein Ideal, das ist die Perle der Mädchen, Ihre Verwandte, Herr Graf!"

„Ja, und halb und halb verlobt!“ (denn Hans sollte nicht sagen, daß sie seine Braut war.)

„Verdammt! denn wenn das Herz war, wie der Kopf, wie die Gestalt, so — bei Gott! — so hätte ich sie mit in mein glückliches Vaterland genommen. Verlobt? Verdammt! denn sie ist, was ich noch nie gesehen habe, schön, wie ein Mädchen, sanft, wie ein Mädchen, und frei und stark und geistvoll, wie ein Mann.“

Das Herz schlug Hansen hoch vor Freude, bei dem Lobe des edlen Engländers.

Er kam wieder, und war zurückhaltender gegen Emelinen, die halb und halb verlobt war. Sie hatte recht wohl den Eindruck gemerkt, den sie auf den Engländer gemacht hatte. Sie näherte sich ihm auf die unschuldigste Weise von der Welt. Sie sprach allein englisch in ihrer Gesellschaft. Sie sah die auffallende Zurückgezogenheit des Fremden, durch die aber die Bewunderung zuweilen wie ein schneller Blitz aus einer dunkeln Wolke hervorschlug. Sie errieth, was Hans gesagt hatte, und das gab ihrem

Benehmen gegen den Engländer eine desto freimüthigere Haltung.

Sie redete mit ihm über sein Vaterland. Sie hatte in Italien einen seiner Freunde gesehen, und viele seiner Landsleute. Der Britte war in Italien gewesen. Das Gespräch wurde mit jedem Augenblicke interessanter; und der Britte sagte dem Grafen, der ihn begleitete: „Gott verdamme mich! das Mädchen hat mich bezaubert. Ich fühle, ich werde sie nicht vergessen, so lange ich lebe — halb und halb versprochen, sagen Sie? das heißt nicht ganz?“

„Heißt ganz und gar! feierlich versprochen, Mylord! feierlich verlobt! Nur ist die Sache dem Hofe und der Stadt noch nicht erklärt.“

Der Engländer schlug sich vor die Stirn, und rief: „Ich darf sie nicht wieder sehen; ich könnte — o Gott verdamme mich! Ich könnte eines Mannes Rechte, so heilig sie sind, nicht achten. Das Mädchen könnte mich zu Thorheiten bringen, die ich ewig bereuen müßte.“

Aber der Graf durfte sich nur sehen lassen, so ging der Britte dennoch wieder, und Eme-

line fand den Mann ganz interessant, trotz seines blatternarbigen Gesichts. Sie redete mit ihm, und am andern Morgen erzählte der Graf seiner Braut, ganz einfach, was der Britte gesagt hatte. Er bat sie, vorsichtig mit der Leidenschaft eines braven Mannes umzugehen. Es war nicht eine Spur von Eifersucht in des Grafen Herzen; aber Emeline lächelte ganz fein bei diesem Geständnisse, das er ihr that. Sie sah die erste Spur der Eifersucht, und in ihrer Brust erhob sich eine heitere Freude.

Der Engländer fühlte sich wunderbar angezogen an das schöne Mädchen, je mehr er sich von ihr losmachen wollte. Sie kam ihm entgegen, damit er, wie sie sagte, hier in Deutschland nicht ganz sein Vaterland verlieren sollte, also in der edelsten Gestalt einer Nazionalgastfreundschaft. So sagte sie; für mehr nahm es der Britte nicht, da Graf Hans ihm alle Tage versicherte, sie sey Braut eines Mannes, der sie unendlich liebte.

Das Allernärrischste bei der Sache war, daß sie Alle Eins waren. „Das ist ein Mann, lieber Vetter!“ sagte Emeline.

„Ja wohl, ist das ein Mann,“ antwortete Hans, eben so feurig. — „Ein höchst edler Mensch! Ein Mann! Ein Riese gegen die Puppen, hier aus Papiermaschè zusammen gekäut.“

„Ein schöner Mann, Vetter! trotz seiner Blatternarben.“

„Welch ein Auge, Emeline! welch ein Blick! welch eine Gestalt!“

Emeline dachte, es solle noch nachwirken, und sie war beständig die Gesellschafterin des Britten.

„Braut?“ sagte der Britte zu dem Grafen — „feierlich verlobte Braut? fast muß ich zweifeln, Herr Graf!“

Hans lächelte. „Zweifeln? Nun dann, so hören Sie: ich bin der Bräutigam Emelinens.“

„Sie? Sie?“ rief der Engländer zurückfahrend. Aber dann ergriff er des Grafen Hand, drückte sie fest in seiner, und sagte:

„Beim Himmel, Graf! weniger konnte es nicht seyn. Sie sind der glücklichste Mensch auf Erden. Und Ihr Zutrauen zu diesem Mädchen beweist mir am meisten, welch einen Werth sie hat. Ich habe sie zum letzten Male gesehen. Denn, Herr Graf! glauben Sie mir, ich bin schon ein Narr, ein toller, eingebildeter Narr. Jetzt sehe ich — ich will sie nicht wieder sehen." Er kam nicht in acht Tagen, und Hans war froh, wie ein Gott; die gerade Herzlichkeit seines Freundes gefiel ihm so sehr. Emeline war auch froh, denn sie glaubte, das hätte gewirkt.

Als sie die Probe machte, da war Hans, Hans, und nichts weiter.

Sie sprach den Engländer aufs Neue in einer Gesellschaft, wo Hans nicht war. Sie sprach mit dem Britten über seine Sprache, über die Aussprache, über Shakespeare. Sie wünschte Jemanden zu haben, der ihr des göttlichen Dichters schönste Szenen vorlesen könnte. In der Begeisterung dieses Gesprächs versprach

ihr Lord Gower, ihr den Dichter vorzulesen. Sie redete mit ihm die Stunde ab.

Der Engländer sagte es dem Grafen. Der Graf hatte nichts dagegen, wenn Gower selbst wollte. „Ich habe es versprochen!" sagte der Britte. „Ich halte Wort," setzte er hinzu, seinen Freund an seine Brust drückend, und er ging zu Emelinen.

Der Engländer erstaunte, da er seine Schülerin über die Schönheiten Shakespeares, den er kaum dem Namen nach für bekannt in Deutschland hielt, — er hatte gegen die Deutschen die Vorurtheile seiner Landsleute, — da er seine Schülerin über Shakespeare reden hörte mit einer tiefern Kenntniß, als alle seine Landsmänninnen.

Er las ihr vor, sie las nach. Er wollte ihr die Schönheiten auseinandersetzen. Sie kannte sie so gut, als er selbst. Sie kannte sie besser, als er. Von Hamlet, den er am meisten liebte, sagte sie: „War es Plan von dem großen Dichter, oder war es ein glücklicher Zufall, daß er eine so blutige, grausame That auf das wei-

che Herz Hamlets, dieses sanften, weichen, fast muthlosen Menschen, legte?“

„Wie? Was?“ Er sprang zurück.

„Es ist, als pflanzte man einen jungen Eichbaum in einen Blumentopf. Der Blumentopf wird zersprengt, wenn der Baum wächst.“ Sie hütete sich wohl, ihm zu sagen, mit welchem Kalbe sie pflügte.

Er sah sie an mit Blicken voll der tiefsten Verehrung. Sie behauptete, daß die Deutschen den Shakespeare besser kennten, als die Engländer selbst, und er konnte fast nicht mehr daran zweifeln, wenn er sie von dem Dichter reden hörte.

„Nein,“ rief er, als er zu Hause war — „ich habe nicht mit einem Mädchen, ich habe mit einem höhern Wesen zu thun.“ Emeline fühlte sich durch die Huldigungen des Engländers, der in dem Rufe eines sehr witzigen, eines sehr geistreichen Mannes stand, erhoben. Es war nicht mehr die Lust, den Grafen zu fesseln, es war die Eitelkeit, auch den Fremden ge-

fesselt zu haben, es war Wohlgefallen an dem Charakter des Britten, der sie liebte.

Aber Graf Hans nahm während ihrer englischen Stunde eine auf dem Horn; und wenn sie vor Entzücken über der warmen Szene im Sturm zwischen Miranda und Fernando im süßen Gefühl der Menschlichkeit zerschmolz: so blies Hans eine lustige Fanfare, daß das Haus erbebte, und alle seine Jagdhunde in Bewegung kamen. Hans trat eben so vergnügt über die Feinheiten des Instruments, die er begriff, zu ihr ins Zimmer, als sie es über die Feinheiten ihres Dichters war. Hans zeigte keine Spur der Eifersucht. Sagte sie mit einem schauspielerischen Entzücken: „Mein Gott! welch ein reicher Geist! welch ein Kopf, lieber Vetter!" so rief er: „Was Geist! was Kopf! Zierrathen auf einem warmen Oberrock! Sie sollten sein Herz kennen, Emeline! seine starre, unbewegliche Redlichkeit! denn kurz, sehen Sie, er wollte nicht mehr zu Ihnen; denn, wer Teufel! welcher Mann kann Sie sehen, ohne Sie zu lieben! Aber er wollte nicht mehr zu Ih-

nen, da ich ihm sagte, Sie wären halb und halb verlobt!"

„Das sagten Sie, Graf, lieber Graf?"

„Ich mußte; denn sollte sich der gute Mensch Hoffnungen machen? Sagen Sie! Er weiß, daß Sie meine Braut sind. Aber ganz ruhig bin ich, doch nicht bei diesen Stunden im Englischen."

„Was macht Sie unruhig? — Ich will doch hoffen, lieber Graf —"

„Er schlägt sichs aus dem Sinn. Aber, wer kann das, Emeline? wer kann's? Ich habe ihm frei heraus gesagt, wenn ich wäre, wie er, ich ginge nicht. Stark hin, stark her! Das Herz der Unschuld ist stark und kalt, wie Eis; aber die warme Leidenschaft zerschmilzt es, wie die Sommersonne. Die Leidenschaft kriecht anfangs leise und langsam, wie eine Schnecke, dann schnell und verzehrend, wie der Blitzstrahl. Das hat mir der alte ehrwürdige Pastor gesagt, und ich habe es erfahren."

„Sie machen mir doch keine Vorwürfe, lieber Graf? Es sollte mir leid thun, wenn —"

„Ihnen? Warum denn Ihnen? Was können Sie für seine Leidenschaft?“

Er war nicht zu beunruhigen. Das ärgerte sie. Sie erhob den Britten, sie fand alle Tage mehr Reize an ihm, und Hans blies seine Fanfaren mit aller Ruhe, er sah nicht einmal ins Zimmer, wenn sie englisch lasen.

Emeline, die darüber recht eigentlich böse wurde, pries das Geschick des Mädchens glücklich, das einst Gowers Frau würde. Dem stimmte Hans aus vollem Herzen bei. Sie erzählte von den Reisen, die er machen würde, von den Gemählden und Statüen, die er gekauft hatte, und die er noch kaufen wollte.

„Alle Teufel!“ rief Hans — „das soll wohl auf mich gehen, Emeline? Aber hat er Ihnen auch erzählt, wie glücklich die Leute auf seinen Gütern sind, die nicht einmal seine Unterthanen sind? Hat er? Hat er Ihnen erzählt, was sein Vater für diese Leute gethan hat? Hat er? Hat er Ihnen nicht erzählt, wie viel reicher er ist, als ich? Nein, ziehen Sie die Pfeife ganz sachte wieder ein! Ich will auch reisen,

wenn meine Leute so wohlhabend sind, wie seine. Nein, Mylord kann seinen Kopf hier ruhig auf sein Kopfkissen legen; das kann ich nicht, so lange sie da die tolle, wilde Wirthschaft treiben. Aber bei dem Gott, der alles beglückt, schwöre ich: den Tag meiner Volljährigkeit will ich den Teufel austreiben, der mich mit Fäusten schlägt.“ Sie verlor alle ihre Mühe an ihm.

Emelinen fiel ein neuer Zweifel über das Herz, der Zweifel an seiner Liebe. Er zeigte gar keine Eifersucht, so sehr sie ihm auch Gelegenheit dazu gab. „Wie könnte er einen Mann von mir so loben hören, wenn er mich liebte!“ Er sprach, wenn Emeline die Rede auf Sophien brachte, mit der innigsten Rührung von dem Mädchen, mit einem seelenvollen Schmerze; er erinnerte sich mit einer höchst lebendigen Freude seiner Kinderjahre, der Unschuld seiner Spiele mit ihr. Er war auf gar keine Weise dahin zu bringen, daß er gesagt hätte, sie wäre ihm gleichgültig. Er blieb dabei, er liebe sie wie seine Schwester, und wenn Emeline fragte: „Heißt das mehr oder weniger, als mich?“

so antwortete er allemal verdrüßlich: „Ich liebe Sophien wie meine geliebte Schwester, und Sie, Emeline! wie meine Braut.“

Auf das Mehr oder Weniger ließ er sich durchaus nicht ein. Ach, das fühlte er im Innern wohl, mit welcher unendlichen Leidenschaft er Emelinen liebte! „Meint denn der Mensch,“ sagte sie stolz und empfindlich — „ich müßte mir alles von ihm gefallen lassen? Gut, ich liebe Mylord Gower, wie meinen Bruder. Wir wollen hören, was er dazu sagt. Es ist dann eben das.“

Emeline hing sich mit allem Liebreiz ihres beweglichen, vielfach gestalteten Geistes an den Britten. Sie zeigte ihm in gewissen Momenten so viel, und ein so rührendes Vertrauen, so viel Sehnsucht nach seiner Gegenwart, daß der Engländer kein Mann hätte seyn müssen, wenn ihn nicht zuweilen der Gedanke hätte beschleichen sollen, er sey geliebt von Emelinen! Ach, seine Leidenschaft hatte sich schon seines ganzen Wesens bemeistert. Er warf den leisen Gedanken daran weit von sich, um nur nicht nöthig zu

haben, der Freundschaft Rechenschaft von seinem Herzen abzulegen.

Auch zweifelte er ja wirklich an Emeli-nens Liebe zu ihm. Sollte er ein vielleicht zufriedenes Herz, denn das hatte Hans, ein Herz ohne allen Argwohn, beunruhigen, mit Zweifeln, deren Marter er kannte? Er schwieg. Er blieb weg. Er kam wieder. Er war kalt, unruhig, bitter, fröhlich in Emelinens Gesellschaft.

Emeline sah das wohl, und sie fing auch an, unruhig darüber zu werden; aber der Triumph, den edlen Mann an ihrem Triumphwagen zu haben, war zu groß, um das Opfer ganz zu bringen, was gebracht werden mußte.

Hans blies seine Fanfaren, und fand Geschmack an Adagios, und sah nichts; denn Mylord sowohl als Emeline fingen an, dem armen Hans ein wenig zu verbergen, was vorging.

11.

Ein Stück aus dem Herzen.

Die Sache hatte sich sehr verwickelt. Emeline hatte den Engländer zu nahe an sich gezogen, um den Grafen Hans ein wenig aus dem Takte seiner Fanfaren und Adagios zu bringen, und Hans wurde alle Tage zu ihrem Erstaunen taktfester, und sie kam aus dem Takte; denn wie sollte sie den Engländer wieder entfernen? Wie?

Mylord liebte mit der ganzen Kraft seines Herzens, seines begeisterten Kopfes, und seines starken Charakters. Er war nicht der Mann, der zu einem Puppenspiele gebraucht werden konnte. Er rang mit der Liebe, vergeblich! mit seiner Hoffnung, vergeblich! mit seinem Freunde, der sich vertrauensvoll ihm hingegeben hatte: er verzweifelte! Er war zu weit vorgeschritten, um sanft zurück zu treten. Er mußte noch einen Schritt weiter gehen, um alles, um sich selbst, um seinen Charakter zu retten.

Er glaubte, daß Emeline ihn liebte. Seine Eitelkeit, Emelinens Unruhe, alles überredete ihn zu diesem Glauben. Er wog Schuld und Geschick behutsam gegen einander ab; auch der Tugend schiebt die Eitelkeit falsche Gewichte unter, wenn sie ihre Schuld wägt. Er sah auf einmal das Verdienst seines Freundes, dem er die Geliebte raubte, geringer als vorher. Er hielt es für einen Raub an der Gerechtigkeit des Himmels, wenn dieses Lebens unschätzbarer Edelgestein, Emeline, in die Hände eines Mannes fallen sollte, der ihn nicht kannte, eines Mannes, der Emelinen so lau liebte. Denn wie hätte er zugeben können, daß er sie sah, sie sprach, Er, von dem Hans wußte, wie heftig er sie liebte? Und warum hatte er es zugegeben? Er theilte die Schuld mit ihm.

Welche Rettung war jetzt noch möglich! Das alles dem Grafen zu entdecken, und ihn entscheiden zu lassen, ob sie alle drei unglücklich oder glücklich seyn sollten? Er traute dem Grafen eine mehr als menschliche Großmuth zu, ihm, den er Emelinens für unwerth hielt. Er war

entschlossen, Emelinen seinem Freunde zu rauben; aber nicht heimlich, sondern mit seiner Bewilligung, und er hielt das für großmüthig. O der Mensch hat nur halbe Tugenden!

Das trug er in dem unruhigen Herzen mit sich umher. So schwankend zwischen Freundschaft und Liebe kam er zu Emelinen, um englisch mit ihr zu lesen.

Sie redeten über Dichter. Emeline sagte, daß man zuweilen in einem Dichter den Zustand seines Innern, für den man vergebens Worte gesucht hätte, genau beschrieben fände. „Gehts Ihnen auch wohl so, Mylord?“ fragte sie.

„Gerade eben jetzt, Gräfin Emeline, gehts mir so. Gerade diesen Augenblick.“ Er las ihr die Stelle aus Romeo und Juliet, mit stockender Stimme, mit Augen, in die sich Thränen stahlen, vor:

My bounty is as boundless as the sea,
My love as deep; the more I give to thee,
The more I have, for both are infinite.

(Meine Zärtlichkeit ist so grenzenlos, als die See, meine Liebe so tief, als sie; je mehr

ich dir gebe, desto mehr habe ich; denn beide sind unerschöpflich.)

Blaß und stumm stand auf einmal Emeline da, gefangen in ihrem eignen Netze.

„Und Sie antworten nicht?" fragte der Britte langsam. Sie schlug das Auge noch tiefer nieder, als vorher. „Sie antworten nicht?" fragte er lauter. Sie seufzte. „O Sie antworten nicht, Emeline! Aber das Geschick hat mir geantwortet. Ich bitte Sie, Gräfin! antworten Sie mir in dem Namen des Geschicks."

„Gott, Mylord! was kann ich antworten?"

Er sagte mit dumpfer Stimme: „Antworten? was die Unglückliche mit weißagender Seele sagte: **I see thee as one dead in the bottom of a tomb!** und Sie haben mein Geschick genannt."

„O Gott, Mylord! Sie ängsten mich, Sie stören meine Ruhe! Ich bitte Sie, zu gehen."

Mylord bückte sich und ging.

Sie ging händeringend auf ihrem Zimmer umher; denn sie wußte, mit dem Britten war

nicht zu scherzen. Seine letzten Worte ließen sie ein schreckliches Ende, vielleicht ein blutiges Ende fürchten. Ich sehe dich bleich wie eine Leiche in einem Grabmahle, und mitten in dieser Angst hörte sie eine fröhliche Fanfare von Hans blasen, die mit ihrer Empfindung sehr gräßlich abstach. Sie erwartete mit Zittern, was heraus kommen würde. Sie hätte des Triumphes gelacht, wäre es nicht dieser entschlossene Britte gewesen, der die Sache zu ihrem Erstaunen immer anders angriff, gerade wie auch Hans, als andere Menschen.

Der Britte aber ging einmal um den Wall. Selbst in dem Schweigen, in der Angst Emelinens hatte er Beweise ihrer Liebe gefunden, und Stoff, sie zu bewundern. Sie liebte ihn, und nicht das kleinste Wort, nicht ein Zeichen hatte ihre Liebe verrathen. Er war fest entschlossen, alle Schranken des Anstandes zu durchbrechen, und die Sache wie ein Mensch zu endigen. Er erwartete den Grafen, der um eine gewisse Stunde gewöhnlich zu ihm kam.

Des Grafen erste Frage: „Haben Sie sich mit Emelinen heute gezankt, Mylord?“ brachte den Engländer sogleich ans Ziel.

„Gezankt? Nein! Aber Graf Roden! ich habe mit Ihnen das Wichtigste über unser Beider Leben zu reden. Ich liebe Emelinen!“

„Das weiß ich,“ sagte Hans neugierig.

„Aber Sie wissen nicht, daß ich sie mit der Verzweiflung letzten Kraft liebe, daß ich mir die Zeit nicht denken kann, da sie das Eigenthum eines Andern wäre.“

„Alle Teufel, Mylord! das habe ich Ihnen ja voraus gesagt. Die Unschuld ist stark und kalt, wie Eis; unter den Flammen der Leidenschaft zerschmilzt sie, wie Eis. Armer Freund! nun sitzen Sie in der Patsche. Aber frisch auf, lieber Gower! Gehen Sie dem Teufel und der Verzweiflung durch das Netz, nach England hinüber, nach Schottland, wenn das nicht hilft, wo Ihre geliebten Hochländer sind.“

„Und Sie so ruhig, Graf Roden?“

„Ei ruhig bin ich nicht. Es geht mir wahrlich zu Herzen, daß ich Sie verlieren soll. Aber ich habe Ihnen ja vorausgesagt: wäre ich an Ihrer Stelle, ich ginge nicht mit einem Fuß zu Emelinen. Und die letzte Zeit, sehen Sie, ich war so ruhig; denn Sie sagten mir nicht ein Wort mehr."

Der Britte erröthete. Er drückte seinen Freund an seine Brust voll einer Begeisterung, womit er sich selbst täuschte. „O Gott, ja, ich traute diesem schwachen Herzen zu viel, Graf! Aber, liebster Freund, wenn Sie auch zu viel getraut hätten?"

„Ich? ich? Wem?"

„Wem? meiner stummen Liebe, die ich verbergen wollte, und nicht immer verbergen konnte; wenn —"

„Wie? was? wie? Alle Teufel, heraus damit! Was? wenn?

„Wenn ich Emelinen gerührt hätte?"

„Wenn sie Ihre Liebe kennt, so fühlt sie gewiß das herzlichste Mitleiden, so —"

„Wenn, — Graf Roden! meine Pferde nach England sind bestellt. Ich gehe heute noch ab, — wenn Emeline mich liebte."

Bleich wie ein Schatten stand Hans da. Aber sogleich kehrte seine Farbe wieder; „So hätten Sie mich betrogen, so hätte Emeline mich betrogen, und beides ist nicht möglich."

Gower erröthete wieder; aber er verbarg das glühende Antlitz an dem Herzen des Grafen. „Betrogen? Graf! o theurer Graf! wenn eine stumme, unbekannte Liebe gerade eben so in Emelinens Herzen entstanden wäre, wie in meinem?"

„Wenn — Sie kannten Ihre Leidenschaft. Aber Emeline? nein! nein! Sie hätte mich dann schmerzlicher betrogen, als Sie. Denn erst heute hat sie mir gesagt, daß sie mich liebte."

„Meine Pferde sind bestellt. Ihr erstes Wort entscheidet, Graf! Ich glaube, daß Emeline mich liebt."

„Wäre es," rief Hans — „so falle Feuer vom Himmel, und verzehre den treulosen Men-

schen!“ Er stand da, beide Arme hoch gen Himmel gebreitet, mit flammenden Augen.

„Ich reise, Graf! Ich reise! Sie haben entschieden. Verzeihen Sie mir! Ich rechnete auf etwas, was den Menschen nicht gegeben ist. Obwohl Sie selbst mir erzählten, daß Sie Sophien eben so vergessen haben. Emeline liebt Sie; denn sie hat es Ihnen heute noch gesagt. Vergessen Sie die Eitelkeit eines Unglücklichen, der in der Verzweiflung zu hoffen wagte, was nicht ist. O laß uns als Freunde scheiden, edler Graf!“

Die Erinnerung an Sophien hatte den Grafen nachdenkend gemacht. Er fiel in des Britten Arme. „Ja,“ rief er — „ich verdiente Ihren harten Vorwurf, Gower. Denn beim Teufel! was ich auch sagen kann: die Sache ist eben so. Nein, Gower! Sie sagen, Emeline liebte Sie. Lassen Sie hören, warum Sie so sagten.“ Der Britte, entschlossen zu Allem, was ihm der Graf vorschreiben würde, erzählte, verschwieg nur einige Kleinigkei-

ten, und Hans wurde immer unruhiger, während er erzählte.

Auf einmal fühlte er die Flamme der Eifersucht, die Emeline vergebens hatte anzünden wollen, in seiner Seele brennen. „Ja," rief er, bald erblassend, bald erröthend — „jetzt sehe ich alles! Jetzt fällt mir alles ein. O Sie hatten nur zu Recht! Sie liebt Sie. Nein, Gower! Sie betrogen mich nicht; aber diese falsche Seele betrog mich. O wie konnte ich so blind seyn! Jetzt fällt mir alles ein, wie Emeline Sie lobte!" Er erzählte dem Engländer alles, was Emeline von ihm gesagt hatte, und die Hoffnung wurde jetzt in Gowers Herzen zur Gewißheit.

Er ließ sich noch immerfort von dem Grafen erzählen, und sog das süße Gift der Hoffnung in immer stärkern Zügen in seine Seele.

Nun hob er an, Emelinen zu vertheidigen. Er nannte dem Grafen den Namen Sophie tausendmal, und mit diesem Namen fühlte sich des Grafen Zorn allemal geschlagen. Gower erbot sich jetzt mit begeisterter Leidenschaft

zu seiner Reise in sein Vaterland. Er fing an, Emelinens Liebe zu sich zu bestreiten; aber des Grafen Eifersucht war zu stark entbrannt. Er wendete endlich seinen Zorn auf den Engländer selbst. Es entstand eine heftige Szene, worin der Graf alle Gränzen des Anstandes überschritt, und die Gower mit einer Ruhe und einer Kälte, die des Grafen Hitze bei weitem übertraf, endigte.

Er fiel in des Grafen Arme. Er gestand sein Vergehen gegen ihn. Er erbot sich zu jeder Genugthuung, die der Graf fodern würde. Das allein zähmte den Zorn des aufgebrachten Grafen. Sie kamen wieder in ein sanfteres Gespräch. Gower versicherte hundertmal, daß Emeline den Grafen liebte. Sie schworen sich eine ewige Freundschaft, und Hans ging um den Wall, um zu überlegen.

Er fand nach tausend Planen, die alle nicht auszuführen waren, doch endlich, daß, wenn Emeline den Britten liebte, er unglücklich wäre, selbst wenn Emeline ihm auch ihre Hand gäbe.

Mit zerrissenem Herzen kehrte er nach einer Stunde zu Lord Gower zurück, und fand seine Sachen gepackt.

„Gower!“ sagte er — „ich fühle, ach ich fühle es tief, daß ich unglücklich bin, wenn Sie reisen, wenn Sie bleiben. Nein, ich will nicht wieder zornig werden. Ich habe überlegt; es ging mir mit Sophien nicht viel anders, obwohl — doch still! davon still! mäuschenstill! Aber wissen muß ich doch, ehe Sie reisen, ob Emeline mich liebt. Alles, was ich Ihnen sagte, scheint mir jetzt eine Posse. Was Sie mir sagten, auch! Aber ich kann mich geirrt haben, auch Sie! und wenn Emeline Sie liebt, so — zum Teufel! so will ich statt Ihrer zu den Bergschotten gehen, oder zum Teufel! So — das Herz brennt mir, glauben Sie mir, — so — was soll ich dem Glücke eines Menschen im Wege stehen, so nehmen Sie sie!“

Gower sah den Grafen an. „Ist es möglich?“ fragte er — „O himmlische Großmuth! ist es möglich?“

„Was kann ich anders thun? was? was können Sie anders thun? Zum Teufel, abmachen, wem von uns Beiden das — Mädchen angehört.“

„O mein edler Freund! Sieh, hier liege ich auf den Knieen vor dem Himmel, und bitte ihn wahrhaftig aus voller Seele: Laß mich geirrt haben! Und beglücke Du den edlen Menschen! Laß mich sterben! Und, Graf, denke Du nur mit Freude an Deinen Freund! an mich!“

Das schien nun dem Grafen recht großmüthig; aber in seinem Herzen blieb ein Stachel zurück, den er mit aller seiner Großmuth nicht aus dem Herzen wegschaffen konnte. Er umarmte den Engländer, und ging nach Hause, mit den Worten: „Sie sollen von mir die Wahrheit hören.“

Hans bat Emelinen zu einem Spaziergange. Sie nahm ihn gern an, denn das war die Zeit, da der Engländer zu kommen pflegte.

Hans erzählte Emelinen sehr bestimmt die Entdeckung, die der Lord Gower ihm gemacht hatte. Emeline fing an zu zittern,

Hans fürchtete schon, sie möchte sagen, sie liebte ihn. „O geliebter Hans!“ fing sie an — „wie konnten Sie nur einen Augenblick zweifeln, daß ich — Nein, liebster Vetter! nein! nein! ich liebe Sie, mit ungetheiltem Herzen!“

Hans hatte sie sogleich mit dem Ausdrucke des allerhöchsten Entzückens an seiner Brust, und seine Lippen auf ihren. Er konnte kein Ende in seinen Huldigungen finden, und sie theilte sie mit ihm, ob es gleich auf einem Spaziergange war, den Mehrere machten. „Aber, liebste, beste, süßeste Emeline! wie ist aber der Mensch zu dem Glauben, Sie liebten ihn, gekommen? Denn sehen Sie, er erzählte mir, — und bei Gott! wahr ist er — wie ich es erzählte. Und dann, Emeline! was haben Sie mir nicht selbst von ihm gesagt?“

„Nun dann, liebster, bester Freund meines Lebens! Eben, weil ich es Ihnen selbst sagte, so war nichts daran.“

„Nichts daran? was Sie mir selbst sagten? Emeline! woran kann ich denn wissen, wenn etwas daran ist, was Sie mir sagen?“

„Lieber Hans! es war ein Scherz.“

„Scherz? Emeline! wie so? Warum scherzten Sie denn?“

Hans war so ernsthaft bei diesen Fragen, so furchtbar, so bitter ernsthaft, als sie ihn noch nie gesehen hatte. Sie hielt es für das Beste, ihm die Wahrheit zu sagen.

Mit Thränen in den Augen, hob sie an: „Ach, lieber Graf! Ich, ich war es, die an Ihrer Liebe zweifelte, zweifeln mußte. —“ „Ihre Anhänglichkeit an Ihre Schwester Sophie, Ihre Kälte gegen mich!“

„Kälte? Kälte? Emeline! Ich bitte Sie, scherzen Sie nicht wieder!“

„Ja, Hans! es ist mein Ernst. Ich beschloß, Sie auf die Probe zu stellen. Ich wollte Sie eifersüchtig machen; darum lobte ich den Engländer, darum, sehen Sie, zog ich ihn an mich.“

„Emeline!“ sagte Hans finster — „ich sagte Ihnen, er liebte Sie. Und Sie — Himmel! o Himmel! muß mich denn alles an So-

phiens reine, schuldlose Seele erinnern? O Emeline! Emeline!"

Aber Emeline ließ diese Apostrophe von Sophien ohne Rüge hingehen, sie nahm sich zusammen. Sie erzählte mit einem Strom von Thränen die ganze Begebenheit, des Engländers Liebeserklärung, ihre Angst darüber. Sie versicherte mit einer so feurigen Begeisterung dem Grafen, daß sie ihn allein liebte; sie erbot sich zu allen Beweisen, sie war so zutraulich, so freundlich, so zärtlich, daß Hans die Wahrheit sah und glaubte.

„Und Mylord Gower?" fragte Hans.

„Was will er?" sagte sie — „er ist ein eitler Thor, wenn er glaubt, ich liebe ihn."

„Emeline!" sagte Hans, sie umarmend „ich verzeihe Ihnen, und Mylord Gower wird Ihnen auch verzeihen. Sie waren ein Kind. Ich bitte Sie, seyn Sie es nicht wieder!"

Ach, dahin hatte es die stolze Göttin gebracht, daß sie mit demüthig gebeugtem Haupte

vor diesem Menschen stehen und sagen mußte: „Ich will mich bessern."

Hans ging zu seinem Freunde. Er erzählte ihm mit der größten Aufrichtigkeit, was er mit Emelinen gesprochen hatte, und setzte dann hinzu: „Sie sehen, Mylord! Sie müssen reisen!"

Gower hörte alles ruhig an. „Sie müssen reisen," sagte Hans noch einmal.

„Das muß ich nicht, lieber Graf! Jetzt nicht!"

„Sie haben mich nicht verstanden."

„Eben weil ich Sie verstanden habe, und weil ich Ihnen glaube, reise ich nicht."

„Alle Welt, warum nicht?"

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Graf! daß ich jetzt sicher bin, daß ich ruhig hier bleiben kann; mit meiner Liebe ists zu Ende."

Er blieb, er behandelte Emelinen, wenn er sie sah, recht höflich, aber kalt, und frostig sogar. Der Graf begriff anfangs davon nichts. Aber der Engländer ließ ein paar Worte fallen, woraus der Graf schloß, daß er die Achtung für

Emelinen verloren hatte. Hans schüttelte den Kopf, aber auf einmal hatte er ein Uebergewicht über Emelinen bekommen, das sie nicht abschütteln konnte. Er bat sie mit einer höchst herrischen Kälte, so wie sie wieder anfing, übermüthig mit einem Manne zu werden, an Lord Gower zu denken. „Sie haben seine Achtung verloren, Emeline! und ein Mann, merken Sie das, hört auf, zu lieben, wenn er nicht mehr achten kann. Ich bitte Sie, zu bemerken, daß ich auch ein Mann bin. Mylord würde Sophien nicht geliebt haben; aber seine Achtung würde sie nie verlieren können."

Er sagte das kalt, und sah ihr dabei so tief in die Augen, daß sie nicht ein Wort dagegen aufbringen konnte. Als er sie verlassen hatte, rief sie: „Diese Sophie muß fort! das sehe ich. Sie muß fort! Sie muß!"

12.

Graf Hans geht durch.

Emeline sah wohl, sie mußte die Fäden dieser neuen Begebenheiten recht fein spinnen, und recht leise durch einander weben, wenn Hans nicht aufs neue aufgebracht werden sollte. Sie gestand ihrem Vater die ganze Begebenheit mit dem Engländer, ihres Vetters Vorwürfe, ihre Befürchtung wegen Sophien, und ihren Wunsch.

„Hm!“ sagte der Vater lächelnd — „daß Du nicht begreifen willst, Emeline! daß ein Mann, wie der Graf, anders behandelt werden will, als ein Mann, der in der Welt gebildet ist. Es ist schwer, mit geistlosen Menschen umzugehen, weil sie jeden Augenblick aus dem Wege und aus dem Netze springen. Aber Recht hast Du, Sophie muß fort, muß aus Roden, und zwar verheirathet.“

Ihr Vater hatte eine sehr gute Pfarre auf seinen Gütern zu vergeben. Es meldeten sich eine große Menge Kandidaten zu der Pfarre.

Er las die Zeugnisse ihrer Gelehrsamkeit, ihrer Sitten aufmerksam durch; aber er sah nur jeden darauf an, ob er wohl gemacht sey, Sophien zu gefallen. Er wählte den jüngsten, den schlankesten, den artigsten unter ihnen, einen Herrn Horn.

„Sehen Sie, lieber Herr Horn, es ist dabei eine kleine Bedingung, die ich nicht umgehen kann. Wenn Sie mein Pfarrer werden wollen: so müssen Sie auch eine Braut aus meiner Hand nehmen.“

Horn stutzte, und lächelnd fragte der Graf: „Sie sind nicht frei, Herr Horn? Das bedaure ich!“

„Ich wäre wohl frei, Herr Graf; aber diese Bedingung hat, sollt' ich glauben, für jeden Mann so etwas erniedrigendes, daß man sie weder annehmen, noch machen kann.“

„Mich freut es, lieber Herr Horn, daß Sie das fühlen; desto eher werden wir zu Stande kommen, wenn Sie frei sind.“

Horn bückte sich. Der Graf fuhr fort: „Es ist nicht etwa eine Jungfer aus meinem

Hause, der ich Dank für, der Himmel weiß was, schuldig bin. Es ist überall gar keine Bekannte von mir. Ich habe den Vater des Mädchens durch einen Irrthum unglücklich gemacht. Ich habe Lust, der Tochter zu ersetzen, was ich gegen den Vater verschuldete. Sie werden sagen, ich bezahle meine Schulden auf Ihre Kosten, Herr Horn! Aber Sie dürfen sie nur sehen, um zu sagen, daß ihr Herz gewinnt, was das Gefühl ihrer Ehre hierbei aufopfert. Das Mädchen ist ein Engel an Reitz und Unschuld, in der vollen Blüthe einer hohen Schönheit. Sie weiß von gar nichts. Ich verlange sogar von Ihnen, daß Sie das Herz des Mädchens erst gewinnen sollen.

„Da in der Vakanz auf meinem Gute die Kirche gebauet wird: so müssen ohnehin die Candidaten in Roden die Probepredigt thun. Dort wohnt das Mädchen bei dem Prediger. Sie reisen dorthin, logiren dort bei dem Prediger auf meine Kosten, predigen, sehen das Mädchen; und wenn Sie nicht sagen, daß ich Ihnen an dem Mädchen tausendmal mehr gebe, als an

der Pfarre: so verstehe ich gar nicht, was ein Herz ist."

Horn war frei, ein ehrlicher Mann. Er versprach dem Grafen, in Roden zu predigen; er machte sich aber zu nichts verbindlich. Der Graf schüttelte seine Hand, nannte das sehr brav, gab ihm Reisegeld, einen Brief an den Prediger, und Horn reiste nach Roden, nachdem er dem Grafen in die Hand gelobt hatte, die ganze Sache als ein heiliges Geheimniß zu verschweigen, sie möchte ausfallen, wie sie wollte.

Es war ein schöner Sommertag, da er dahin abfuhr. Die Landleute waren alle mit der reichen Erndte im Felde beschäftigt. Der Anblick der unschuldigen Fröhlichkeit erheiterte ihn erst, und der Gedanke, daß er bald Theil an dieser Freude nehmen würde, als Pfarrer, füllte seine Brust mit Vergnügen. Sein ganzes künftiges Leben mit allen Freuden, ging heute in wirklichen Gestalten an seiner Seele prophetisch vorüber. Jeder Kirchthurm mahlte ihm sein Dorf, jedes Pfarrhaus das seine. Jedes wohlgekleidete Mädchen wurde seine Braut. Die Kinder, die vor

den Häusern spielten, waren die seinigen. Sein Herz war so voll einer schönen Liebe, daß er hätte auf jeder Pfarre die Tochter heirathen können. Sie dünkten ihm alle Liebesgöttinnen.

Am Abend kehrte er bei einem jungen Prediger ein, der sein Freund war. Er hatte seit einem Monate eine Frau. Hier sah er die Liebe in den lieblichsten Gestalten, und sein Herz sog sich voll von dieser schönen Regung der Natur.

So voll die Seele, kam er endlich in Roden an. Mit einem klopfenden Herzen stieg er aus. Ein Hund, der ihn liebkosend empfing und vor ihm her zu der Thür ging, war nicht ohne eine schöne Bedeutung.

Da kam der alte Pfarrer, mit dem ehrwürdigen Gesicht, und empfing ihn mit einem Händedruck, nannte seinen Namen, und führte ihn in sein Zimmer. Das Mädchen war nicht da; aber schöne Zeichen ihres Daseyns. Da stand ein Spinnrad, nahe an dem Studiertische ihres Vaters, der Beweis des friedlichen Lebens. Auf seiner Konkordanz lag ihr Strickzeug. Ihr Stroh-

hut stand auf seinem Rohr, und Gläser voll Blumen zwischen seinen Büchern.

„Es freut mich, Herr Horn, daß Sie einige Tage früher kommen, als ich dachte,“ sagte der alte Mann noch einmal, seine Hand in seiner drückend, mit einer Freundlichkeit, die unwiderstehlich war, und rief: „Sophie!“

Es war Hornen angenehm, daß er unvermuthet kam; denn nun sah er Sophien unvorbereitet. Denn daß Sophie von der Absicht seines Hierseyns wußte, schien ihm unzweifelhaft. Sophie trat ins Zimmer, ungeschmückt, häuslich gekleidet, aber reinlich und schön. Da sah er sie; schön, wie ein Engel, und unschuldig, wie ein Engel, stand sie vor ihm und lächelte ihm den Gruß des Willkommens freundlich entgegen. Der Zug eines stillen Kummers lag auf dem schönen Gesicht, und hatte die Rosen der Wangen ein wenig gebleicht. Der Alte nickte ihr freundlich zu mit einem Winke, und nach fünf Minuten stand der Kaffee unter den Linden im Garten. Alles war reinlich und einfach, ohne Schmuck. Sophie bediente die beiden Her-

ren, ohne sich in ihr Gespräch zu mischen. Nur von Zeit zu Zeit reichte ihr Vater ihr die Hand, streichelte ihre Wange, nickte ihr lächelnd zu. Sie erwiederte das stumme Spiel der Liebe eben so freundlich.

„Nein, sie wissen nichts," dachte Horn in sich. Da redete er Sophien an, und nun hörte er die schöne, reine, klingende Stimme des Mädchens. Sie drang in sein Herz. Horn hatte in Jena in demselben Hause gewohnt, wo der Alte vor dreißig Jahren gewohnt hatte. Des Alten Augen leuchteten vor Vergnügen bei dieser Bemerkung. Er schüttelte dem jungen Manne wohl zehnmal die Hand, und Sophie war verschwunden.

Nun ging der Alte mit Horn den Garten auf und nieder, und prüfte seine Kenntnisse, seine Plane und sein Herz. Horn bestand, ob er gleich ein wenig zerstreut war; denn an der andern Seite des Gartens trocknete Sophie die Wäsche, hing auf, nahm ab von den Leinen, ging ab und zu, kam wieder, stopfte dem Alten

eine Pfeife, brachte Feuer, erhielt den Kaffee warm, und war schnell, wie ein Vogel.

„Hier laß uns essen, Sophie," sagte der Alte vergnügt — „und gieb uns Deine beste Flasche Wein, heute Abend. Wir müssen dem Herrn Horn Glück zutrinken! Er ist ein braver Mann, Sophie!"

Sophie war in der Küche, bei der Wäsche, beim Einfahren des Korns, überall, und überall riefen ihr Stimmen voll Liebe entgegen: „O Mamsel Sophie! O gute Mamsel Sophie!"

Wenn der Alte nichts mehr konnte: so lächelte er doch dahin, wo sie war, und zeigte mit der Pfeife dahin.

Am Abend aßen sie unter der Linde, und der Alte und Sophie stießen mit Horn auf die neue Pfarre an. Horn legte sich in ein reinliches Bett, und er sann dem schönen Tage nach, mit einem Herzen, das jetzt schon Sophien liebte.

Am andern Morgen sagte der Alte: „Sophie, Du solltest unserm Gast ein wenig die schöne Gegend zeigen; aber Du hast mit dem

Platten zu thun.“ „Ich bin fertig,“ sagte sie lächelnd — „ich stand um drei Uhr auf. Sobald das Essen im Felde bei den Arbeitern ist, kann ich gehen!“

In zehn Minuten setzte sie ihren Hut auf, nahm ihr Körbchen mit dem Frühstück für ihren Begleiter, und ging. Das Gespräch war heiter und einfach, über die Gegend, über die Arbeiten der Landleute, über ihren Vater, über ihr häusliches Leben. Die Worte waren ohne Schmuck; aber sie kamen aus einer Seele, die voll von Liebe für diese Gegenstände war. Sie drangen also auch wieder in seine Seele. Denn Wahrheit ist der schönste Reitz der Rede.

Sie waren noch nicht eine halbe Stunde neben einander hergewandelt, — denn zuerst ging Sophie nach den Feldarbeitern, um zu sehen, ob sie ihr Frühstück gut erhalten hatten: — so war Horn bezaubert von der natürlichen Anmuth des Mädchens. Die Arbeiter umringten sie sogleich. Jeder hatte ihr etwas Angenehmes zu sagen; jedem erwiederte sie scherzend mit etwas Angenehmen. Sie theilte Semmel an die

Kinder aus, die in den Kornmandeln steckten. Sie herzte jedes Kind, dem sie etwas gab. Es war gleichsam ein Fest der Liebe und des Lachens, das Sophie dem jungen Manne gab.

Er bewunderte am meisten, wie sie jeden Ton traf, den frohern mit dem Jungen, den ernstern mit dem Alten, und mit jedem einen besondern. „Ich habe die Leute alle lieb, das machts!" sagte sie, da Horn sie fragte. Ihr Gesicht leuchtete dabei, wie das Gesicht der Freude.

Nun ging sie mit ihm hinab durch schöne Wiesen an den Fluß, in die Felsen, in den Zauberkreis ihrer Jugendgefühle. In der Rotonde, wie Emeline sie nannte, fand Horn die Bank, die Hans gemacht hatte, von einem wilden Rosenstrauche wie von einem Prachthimmel überdeckt. Er setzte sich, sie setzte sich zu ihm. „Haben Sie," fragte er, „nie eine Schwester oder einen Bruder gehabt?" Er zeigte auf den kleinen Sitz, auf das enge, kindisch enggepflanzte Buschwerk, das hier eine kleine Laube bildete.

Denn mir kommt's hier vor, als hätte dieses hier eine Geschwisterliebe angelegt."

Ach, er erinnerte sie zu schmerzlich an die Vergangenheit, an den Bruder, der mit ihr hier das Paradies gebauet hatte. „Ja," sagte sie leise und schnell, um bald über das Andenken weg zukommen: „ich hatte einen Kindheitsgespielen, der das mit mir angelegt hat." Aber mitten in diesen Worten überraschte sie ein Strom von Thränen, und eine Wehmuth ohne gleichen. Horn erstaunte. „Verzeihen Sie mir, liebe Sophie," sagte er sanft: „Ich wußte das nicht. Wahrscheinlich ist ihr Gespiele todt?"

„Ach nein," sagte sie langsamer, mit schweren Seufzern, die schöne Hand fest über das Herz drückend: „Er ist fort! Und Ihre Frage erinnerte mich nur an die schönsten Stunden meines Lebens."

Er setzte das Gespräch über das Glück des Lebens fort, und auf einmal waren der Ton Sophiens, ihre Worte, ihre Ausdrücke, ihre Ansicht, alles ganz anders. Die Stimme war pa-

thetisch, der Ausdruck poetisch, die Ansicht eine sanfte Melancholie.

„Ihnen ist doch viel übrig geblieben,“ sagte er, auf die Laube, auf den Sitz zeigend.

„Vergebene Wünsche,“ sagte sie, das trübe Auge in die Wolken richtend, „und hier ein kleines Andenken, an das Glück jener Zeit, wie ein Kreuz oder Rosenstock auf dem Grabe eines geliebten Menschen.“

„Es rührt Sie zu sehr, liebe Sophie!“

„Ja, so ist's! das sage ich auch. Wenn ich froh bin unter den Menschen, so weiß ich nicht, wie mich dieser Ort betrüben kann; und bin ich hier, so begreife ich noch weniger, wie ich froh seyn kann.“ Sie beugte das weinende Gesicht seitwärts in ein blätterreiches Gebüsch, zog heimlich ihr Taschentuch hervor, um unbemerkt die Thränen zu trocknen, die immer auf's neue flossen. Sie richtete sich wieder auf, und lächelte mit aller Anstrengung.

„Jede Zeit hat ihre Freude, Mamsel Sophie!“

„Die Blüthenzeit ist doch die schönste.“

„Der Herbst mit den Früchten ist doch auch schön!“

Sie faltete sanft die Hände zusammen, und schlug das große, unschuldige, blaue Auge gen Himmel, als wollte sie sagen: o warum folgte hinter meinem Frühlinge so gleich der Winter!

Sie pflückte, da sie gehen wollte, eine wilde Rose, steckte sie vor ihre Brust, mit Blicken, die zeigten, wie feyerlich ihr das war. „Ich wette,“ sagte er: „Sie sitzen hier oft.“ Sie schüttelte den Kopf. „Nur,“ sagte sie, „wenn ich traurig bin, um recht traurig zu werden.“

„So ist wohl gar die Trauer selbst ein Glück?“

„O das ist gewiß; aber es thut weh, wenn der Mensch die Trauer zu seinem Glück machen muß.“

Sie gab ihm die Hand, um ihn hier weg zu bringen. Auf dem Felde begegneten ihnen Mädchen, die Klee nach Hause trugen. „Glück auf Mamsel Sophie!“ riefen die Mädchen und setzten ihre Last nieder. Horn sah, daß Sophie nie einem vorüber ging, der ihr begegne-

te. Sie eilte auf die Mädchen zu, um ihnen die Last abzuhelfen, sie sprach ein paar freundliche Worte mit ihnen, erheiterte sich, half ihnen die Last wieder auf, und ging mit Horn nach Hause.

Horn war halb verliebt in Sophien; denn er hätte gern den Grund ihres Kummers gewußt. Er wunderte sich nur, daß Sophie ihre trauernde Rolle nicht fortsetze, weil sie ihr so schön stand. Er fragte gar nicht. Sie kam nach Hause, sie ging freundlich und so gar heiter an ihre Arbeit, den Schmauß für ihre Leute auf den Abend bereitend. Sie waren mit der Erndte fertig.

Gegen Abend ging sie dem letzten Erndtewagen entgegen, der den Erndtekranz mitbrachte. Der Tisch für die Leute war gedeckt. Sie bat Horn, mit ihrem Vater allein zu essen. Er wollte mit den Leuten essen. Sie schlug es ihm ab. „Die Leute können nicht recht froh seyn, wenn Jemand von Ihrem Stande gegenwärtig ist.“

Aber Horn beobachtete sie. Sie saß oben am Tisch, machte die frohe, gastfreie Wirthin, die sowohl die Freude, als das Essen reichlich am Tisch austheilte. Das Gespräch war frei, muthig, fröhlich; aber anständig. Es war ihm, als säße die Grazie mit den Landleuten zu Tisch. Er war bezaubert von Sophien.

Als alles weggeräumt war, kam sie und setzte sich zu den beiden Herren unter die Linde.

Der Abend wurde dem Alten zu kühl. Er brach auf. Horn wollte auch aufbrechen. „Ei, Sie! Sie sind ein junger Mann, und das ist eben Sophiens schönste Zeit. Bleiben Sie noch!"

Horn hätte fast gar einen Plan aus den Worten gemacht, die ihn mit dem Mädchen allein zu bleiben, hießen.

„Der Abend ist so schön," sagte er dem Mädchen, sie gleichsam entschuldigend.

„Besonders nach einem so heißen, arbeitvollen Tage, die Ruhe, die Stille, die Sterne. Ich will Sie an einen versteckteren, einsamern Ort führen." Und mit den Worten stand sie

auf, und führte ihn ins Gebüsch an den großen Teich, in dem der Himmel mit seinen Sternen sich abspiegelte. „Da sehe ich den Himmel doppelt," sagte sie, sich auf eine kleine Rasenbank setzend, die kaum für Zweie Raum hatte. Er schämte sich jetzt seines Mißtrauens.

Aus dem Fischerhause, ihnen gegenüber, erscholl ein Abendgesang. Sophie sang leise mit. Es war etwas rührendes in diesem sanften Liede in der stillen Nacht, und Sophie ließ sich in dem Gesang nicht stören. Er hörte mit Erhebung zu.

„O der Himmel ist der Trost der Nacht; Gott und der Himmel allein stehen fest!" sagte er gerührt.

Sie seufzte. „Nur ein Stern steht fest," sagte sie, auf den Polarstern zeigend.

„Kennen Sie ihn?" fragte er.

Sie antwortete mit Seufzern.

„Welche Sterne lieben Sie?"

„Die immer im Sommer oben stehen." Sie zeigte auf den Schwan.

„Es ist der Schwan!"

„Der schönste kommt im Februar um diese Zeit, der hellste Stern am ganzen Himmel."

„Der Sirius. Sie wissen das so genau." Er wunderte sich über ihre astronomischen Kenntnisse. Er faßte Achtung für sie; denn sie konnte ihm den Lauf des Arkturs vom Horizont an bezeichnen.

Aber sie war doch traurig. „Der Anblick des Himmels sollte erheitern, Sophie," sagte er.

„Ach, ja wohl; aber geht denn nicht alles unter? Der Angelstern ist untergegangen, dort der Schwan, wie Sie ihn nennen, ist unter. Der schöne helle Stern im Winter steht allein noch." Er verstand sie nicht. Aber er fragte nicht; denn es war ein Schmerz in dem Tone der Stimme, den er wohl verstand.

„Auch dieser Sitz ist ein Andenken aus ihrer Kindheit? nicht wahr, Sophie?"

„Und dieses alles!" Sie zeigte rund um. „Die Sterne auch, die ich Ihnen gezeigt habe, und so bitte ich Sie, lassen Sie uns gehen!"

Sie gingen. Sie wurden immer bekannter. Horn merkte, daß die Astronomie des Mädchens nicht weit her war. Er erkundigte sich ganz leise nach dem, was man Bildung heißt; alle ihre Künste bestanden darin, daß sie ein paar Jägerlieder mit einer Empfindung sang, die ihm wunderbar schien, und ein paar Gesänge mit einer frommen Begeisterung; aber beide mit einer so reinen, schönen Nachtigallenstimme, daß er davon angezogen wurde. Sie kannte nicht einmal die Namen der größten Dichter; sie hatte fast nichts gelesen, als die Bibel, ein paar Erbauungsbücher, und das Gesangbuch. Sie sagte das so zutraulich selbst, und doch mußte sie Dichter gelesen haben; denn wie hätte sie sonst so poetisch reden können, wenn irgend etwas sie traurig machte! Dann war ihr Ausdruck oft erhaben, die Bilder, die sie gebrauchte, frei, schön, und besonders zart. Er mußte zuletzt zugeben, daß das Herz den Dichter machen kann, ohne ein Buch.

Er predigte. Er bat Sophien, die seine Predigt gehört hatte, um ihr Urtheil. Das

brachte sie doch zu einem herzlichen Lachen, und er hatte manche Stelle ganz allein für sie geschrieben und gedacht. Sie hatte indeß den Hauptgedanken seiner Predigt recht wohl gefaßt, seine Beweise auch. Das kam denn alles, in ein paar Stunden, nach und nach zum Vorschein. Ihr Urtheil war, daß ihr Vater besser predigte, als der junge Mann, weil jener die Leute kennte, und wüßte, was er ihnen sagen müsse. Ein paar Gleichnisse hatte sie gemerkt, die einen tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben mußten; denn sie wiederholte sie mit seinen Worten. Sie wiederholte mit Wohlgefallen die Worte: „Das Leben ist sowohl zu klein für das Glück, als für den Schmerz eines schönen Herzens. Wir gehören damit hinaus in die Ewigkeit. Das fühlt der Mensch, darum sehnt er sich.“ Der Pastor tadelte nur den Ausdruck. Bei dem Gedanken blieb er zweifelhaft. Denn er war so heiter, so glücklich.

„O gewiß,“ sagte Sophie — „wir gehören mit Schmerz und Freude in ein anderes Leben, wie das Kirschbäumchen da im Topfe, in

den Garten, Vater! Die Wurzel hat nicht Raum genug. Sie hatte das Gleichniß nicht gehört. Sie wußte nicht, warum ihr der Jüngling dafür die Hand so ehrerbietig drückte.

„Ihr Geist war einfach, sah er, aber zart und schön. Er fing an, das Mädchen zu lieben, und er sah mit einer sanften Freude, daß sie gern mit ihm ging, gern mit ihm redete, daß sie ihm gewogen war.

Er äußerte die Lust, das Pfarrhaus zu sehen, und das Dorf, wo er einmal wohnen könnte, wenn das Glück wollte. Er warf einen nachdenkenden Blick auf Sophien bei dem Worte, Glück. Denn der alte Pastor hatte ihm erzählt, was er schon wußte, daß der Graf Roden den Vater des Mädchens hinausgestoßen hatte in die Welt.

„Ach, dieser Graf Roden!" sagte der alte Mann kopfschüttelnd.

Horn nahm ihn in Schutz. Ich weiß einen Zug von Großmuth von ihm.

Der Alte schüttelte fortwährend den Kopf.

Sie fuhren nach des Grafen Gute. Das Pfarrhaus war ein schönes Landhaus, der Garten daneben groß, und sehr schön. Die Aecker in dem besten Zustande.

Sophie freute sich ungemein über alles; „o," rief sie, „wenn Sie hier nicht glücklich sind!"

„Und das wünschen Sie doch, Sophie?"

„Von ganzem Herzen!"

„Nun dann, geliebte Sophie, so theilen Sie mit mir alles, und ich werde der glücklichste Mensch auf der Erde seyn!" Er hatte ihre Hand gefaßt; er sah ihr ins blaue Auge. Er hoffte, mit einer Art von Gewißheit, auf ihr Ja! Aber kaum hatte er diese Worte gesagt, so füllten sich Sophiens Augen mit Thränen. Die Brust hob sich unter schmerzlichem Schluchzen. Sie stieß die Worte hervor: „Nein! nein! das ist unmöglich!" Sie wendete sich von ihm ab, und wollte gehen.

Horn trat ihr wieder an der Thür entgegen. „Liebste Sophie," sagte er — „ich sehe, Sie haben einen Widerwillen gegen mich."

„O nein, lieber Herr Horn, o gewiß nicht! Fragen Sie meinen Vater, ob ich nicht schon hundertmal gesagt habe: Sie wären ein sehr angenehmer Mann, ein Mann, den ich ganz ungemein achtete. Fragen Sie ihn! O fragen Sie ihn!"

„So ist Ihre Hand nicht mehr frey, Sophie?"

„O ja, ich bin frei, aber nie, o niemals kann ich heyrathen. Ach lieber Herr Horn, ich bitte Sie, nehmen Sie mir das ja nicht übel! Es ist keine Abneigung, gewiß nicht. Fragen Sie meinen Vater, ach, nein, ich ersuche Sie, sagen Sie Niemandem ein Wort davon, daß ich nein gesagt habe. Es würde Allen wehe thun, und ich weiß doch, das ist ja mein Gram, ich kann nicht anders."

„Sie ändern wohl noch Ihre Gesinnung, liebe Sophie?"

„Ach, gewiß nicht, lieber Herr Horn! Sie wissen nicht, dürfen auch nicht wissen, was ich Arme, warum ich Arme — Nein, nein, nein,

so lange der Angelstern am Himmel steht. Nein! nein!" Sie ging.

„Ist etwas vorgefallen, lieber Herr Horn?" fragte der Alte: „Sophie weint ganz untröstlich."

Horn besann sich, ob er reden sollte. Endlich sagte er dem Alten, unter der Bedingung, daß seine Tochter nichts erfahren sollte, seine Unterredung mit ihr. Der Alte seufzte, und drückte dem jungen Mann die Hand. „Ach," sagte er: „Ich dachte, das wäre vorbei. Guter Gott!"

„Sie liebt?" fragte Horn erschrocken.

„So scheint's leider. Wenn Sie erlaubten, daß ich mit dem Kinde reden dürfte; doch nun, da Sie das wissen, ist's überall wohl unnöthig. Sie hat geliebt, das ist wahr."

„Und der Geliebte?"

„Ist so gut als verheyrathet, Herr Horn!"

„Der Abscheuliche!"

„Ach nein, er ist ein sehr edler Mensch. Aber sehen Sie, er mußte. Das ist eine weitläuftige Geschichte."

„O ich bitte Sie, wenn es so ist, mit Sophien zu reden. Sie wird mich endlich lieben."

Der Alte redete mit Sophien. Sie konnte allen seinen Gründen gar nichts entgegen setzen, als ihr Herz, als Thränen, als Schluchzen, als Selbstvorwürfe. Sie sagte nicht einmal, daß sie Hansen liebte. Sie sagte nur, sie könnte nicht heyrathen.

Gegen Horn war sie freundlich, wie eine zärtliche Schwester, demüthig, wie eine Sklavin, furchtsam, als hätte sie ihn tief beleidigt. Sie wußte gar nicht, wie oft, wie auffallend sie ihm ihre Achtung, ihren guten Willen zeigen sollte. Sie horchte ihm die Worte von den Lippen, sie stahl ihm seine Wünsche aus den Augen. Sie war nur gegen ihn freundlich, aber sonst unbeschreiblich betrübt.

Horn blieb noch acht Tage. Er meinte, der Alte meinte, Sophie würde sich besinnen. Aber Sophie blieb bei ihrem Nein! Horn mußte ohne Hoffnung abreisen. Er ging zum Grafen Roden.

„Nun, mein Herr Horn! darf ich sagen, mein Herr Prediger?“

„Herr Graf!“ sagte Horn ernst — „das Mädchen ist ein Engel. Sie haben mir in dem Mädchen mehr, tausendmal mehr gezeigt, als in der Hoffnung auf die Pfarre; aber, Herr Graf! Sie haben mir einen Kummer gegeben, der mich lange nicht verlassen wird. Ich liebe das Mädchen, ich liebte sie von dem ersten Augenblicke an. Sie hat alle Tugenden ihres Geschlechts, und alle seine Reize. Sie ist ein weiblicher Engel. Ich habe ihr meine Hand geboten, und sie hat sie ausgeschlagen.“

„Hm!“ sagte der Graf, nach einer Pause — „ausgeschlagen? das thut mir Leid, Herr Horn! um Ihrentwillen. Sie sehen, ich kann das Mädchen, dem ich wohl thun will, nicht zwingen. Surement, es thut mir Leid! Wahrhaftig, es thut mir sehr Leid. Und wüßte ich Ihnen sonst zu dienen, liebster Freund! so —“ Er bückte sich tief.

„Nicht, Herr Graf, daß ich auf Ihren Entschluß mir einen Einfluß verschaffen wollte;

aber das Mädchen wird alle die Männer ausschlagen, die Sie dahin senden können."

„Alle? der Teufel! das ist viel. Warum denn? Wissen Sie nicht —"

„Eine alte Liebe, Herr Graf! eine alte heiße Liebe, wahrlich eine heftige, inbrünstige Liebe, das muß diese Liebe seyn —"

„So?"

„Vielleicht auch wohl auf dem Grunde der schönen, reinen Seele eine Hoffnung noch, glücklich zu werden."

„Eine Hoffnung? Was sagen Sie?"

„Wie könnte dieses Herz ohne den Lohn der Treue, ohne Hoffnung seyn?"

„Und der Vater?"

„Der alte Mann — er ist mein Freund geworden, denk ich; ein ehrwürdiger Mann, der mich wie seinen Sohn liebt."

„Und der dennoch Nein sagt? So hofft er auch?"

„Er hofft nicht, gar nichts. Er sagte vielmehr: der Geliebte sey so gut, als verheirathet. Seine Einwilligung hatte ich, o von Herzen.

Aber sein Zureden war so fruchtlos, als meine Erklärungen, meine zärtlichsten Bitten."

„Vielleicht Abneigung gegen Sie, lieber Herr Horn!"

„Es klingt eitel, Herr Graf! wenn ich Nein sage; aber ich sage Nein. Nicht Abneigung, nicht Widerwillen, nichts von dem. Was sie mir zeigte, war Freundschaft, Vertrauen, Achtung, Neigung sogar. Wenn ich eitler wäre, ich könnte sagen, es wird Niemand ihre Hand erhalten. Mir hätte sie die Freundschaft gegeben. Ich bin vierzehn Tage im Hause dort gewesen. Ich rechnete auf nichts weniger, als auf ein Nein."

„Hm! hm!" Der Graf legte die Hand an die Stirn. „Und Sie würden glücklich seyn, wenn das Mädchen —"

„Ich werde unglücklich seyn, Herr Graf! wenn ich ihre Hand nicht erhalte. Ich liebe Sie mit einem vollen Herzen."

„Hm! das wäre gut. Ich weiß zur Noth, wer der Mensch ist, den sie so liebt. Und da wäre alle Hoffnung des guten Mädchens Thor-

heit. Sie mag freilich hoffen. Was hofft die Leidenschaft nicht! Aber wir sollten nicht zugeben, daß eine thörichte Hoffnung das Leben des Mädchens, und ihr Glück ganz zerstört. Meinen Sie nicht, Herr Horn?"

„Sie scheinen Recht zu haben. Ich weiß zu wenig, und liebe zu leidenschaftlich, um meinem Urtheil zu trauen."

„Man müßte doch etwas thun, des Mädchens Meinung zu berichtigen."

„Der Vater hat viel gethan."

„Es sey so, was auch vielleicht anders seyn könnte: so —"

„Nein, Herr Graf! Sie sind in einem Irrthum. Der Vater hofft nicht. Er hat alles Mögliche gethan, seine Tochter zu bereden."

„Der Vater — kann überhaupt wenig. Sie haben vielleicht den Liebhaber nicht genug gemacht."

„Das kann seyn, wie Sie es nehmen, Herr Graf! Nach Sophiens Nein war mein Betragen freilich bestimmt. Des Mädchens Kummer, meine Ehre gebot."

Der Graf lächelte. „Des Mädchens Glück und Ihre Klugheit geboten anders. Doch, liebster junger Mann, das darf uns nicht entzweien. Die Liebe des Mädchens, wenn es nicht vielleicht gar ein sentimentaler Eigensinn ist, ist ohne alle Hoffnung. Wir thun wohl, wenn wir sie davon überzeugen: ich den Verstand, Sie das Herz. Ich muß Sie ohnehin predigen hören, und so machen wir noch einmal die Reise dahin."

Hier bückte sich Horn tief gegen den Grafen, und ging.

Emeline war im Nebenzimmer Hörerin des ganzen Gesprächs gewesen. Sie kam jetzt ins Zimmer, mit einer studirten, frohen, lachenden Miene; aber ihr war nicht wohl dabei. Daß Horn dem Mädchen gefallen hatte, war gar keinem Zweifel unterworfen; denn der Oberamtmann, der den Auftrag hatte, den jungen Herrn zu unterstützen, hatte dem Grafen geschrieben, daß ohne Zweifel Herr Horn und Sophie schon eins wären. Denn sie ginge mit ihm den ganzen Tag spaziren, Abends sogar ins Gebüsch an dem Teich. Daß der Pastor den jungen

Mann unbeschreiblich liebte, daß die ganze Pfarre nicht anders meinte, als Sophie wäre Braut von dem neuen Pastor.

Und nun jetzt Horns Nachricht! „Das Mädchen ist eine Närrin, Vater!"

„Wer weiß auch? eine Gräfin ist etwas besser, als eine Pfarrerin."

„Sie sollte in der That diese stolze Hoffnung haben?"

„Hans dürfte dort geblieben seyn: es wäre nicht mehr Hoffnung. Es wäre mehr."

„Aber jetzt! Sie muß nicht wissen, daß der Graf mich liebt."

„Daran glaubt eine Liebende nicht. Und glaubt sie es: sie kennt den Grafen Hans."

„Wie?"

„Eine Kleinigkeit, Emeline! und Hans setzt seinen Kopf auf. Wer kann ihn halten? Ein Mann, der alles an seinen Wunsch setzt, ist schwer zu beherrschen. Wenn der alte Jakob nicht, wie ich fast glaube, eine ehrliche Seele wäre: er könnte den Grafen weit bringen; wenn er Sophien spräche: ich stände für nichts."

„Ich stehe dafür, Vater! denn ich habe sein Wort,“ sagte sie stolz — „und seine Liebe, sein ganzes Herz.“

„Ja, aber die Hoffnung des Mädchens, um die sie einen Mann, wie Horn, ausschlägt, muß sich auf etwas gründen.“

Er machte Emelinen furchtsam; das war seine Lust. Aber hier glaubte er fast wirklich, was er sagte.

Die Eltern und die Tochter beschlossen, Sophie sollte Horn heirathen; aber Hans mußte zuvor entfernt werden. Denn was würde, wenn Sophie eigensinnig bliebe, und ihn zu Hülfe riefe?

Das Glück gab ihnen die Gelegenheit dazu. Blanchard stieg in Braunschweig in einem Luftballon in die Höh. Hans hatte Lust, das zu sehen. Emeline ließ es ihm von seinem Freunde, dem Professor, der auch dahin zu reisen wünschte, aufreden. Damit wurde eine Reise in den Harz verbunden, sie konnten gute sechs Wochen ausbleiben.

Hans reiste mit dem Professor ab, und nahm seinen alten Jakob mit zur großen Freude Emelinens.

Den Tag darauf fuhren Rodens nach ihrem Gute. Sie hatten Horn bei sich. Er sollte vor dem Grafen in Roden predigen. Sie kamen an. Der Graf ließ dem Oberamtmann sagen, daß er nach Roden kommen würde, um einmal die Güter seines Neffen zu revidiren, und um seinen jungen Pfarrer predigen zu hören.

Ach, die arme Sophie zitterte, da sie von Horns Wiederkunft hörte! Den Grafen fürchtete sie nicht, von Emelinens Mitkommen wußte sie nicht. Der Vater sah sie mit bittenden Blicken an. Er faßte ihre Hand. Er sagte bedeutend: „Sophie! Sophie!"

Er setzte dann hinzu: „Das Leben ist kein Spiel! Es gehört mehr als Ein Herz dazu, es mit Freude, es mit Geduld zu tragen. Glaube mir! Alleinseyn im Leben ist ein großes, vielleicht das schwerste Unglück."

Sophie legte sich an seine Brust. Sie weinte schmerzlich. Sie sagte: „Ja! ich fühle das wohl, mein Vater; aber ich kann ja nicht anders! Das Leben eines Andern verbittern, ist ja noch ein größeres Unglück, als allein leiden. Ich kann ja nicht."

Der Graf kam mit seiner Familie an. Horn logirte auf dem Schlosse. Sie dankte Gott dafür.

Am andern Morgen war der Graf schon auf der Pfarre. Sophie stand wie ein Schlachtopfer in einem Winkel, furchtsam und zitternd.

„Ich will meinen neuen jungen Pfarrer hier predigen hören. Doch ja Sie kennen ihn schon. Was urtheilen Sie von ihm?"

„Er ist ein kenntnißreicher Mann, Herr Graf! ein frommer Mann, der glaubt, was er lehrt."

„Hm! — Sophie! und was sagen Sie von ihm? Er ist ein hübscher junger Mann."

„Recht sehr hübsch," sagte sie zitternd.

„Und ein angenehmer Mann."

„Recht sehr angenehm."

„Liebenswürdig.“

„Recht sehr liebenswürdig.“

„Was geben Sie mir, Mamsel Sophie! wenn ich Ihnen bei dem jungen Mann etwas freiwerbere?“

„Ach, gnädiger Herr Graf! ich kann nicht heirathen.“

„Sie? nicht? warum nicht?“ Er fragte so schnell, und seine Blicke dabei waren so stechend. „Das ist eine Thorheit! Er liebt sie. Sie selbst erklären, er ist angenehm, liebenswerth. Was haben Sie an ihm auszusetzen?“

„Das frage ich Sophien alle Tage, Herr Graf!“

„Man muß mehr thun, als fragen, Herr Pastor. Sie sind der Vater des Mädchens. Ihr Glück steht auf dem Spiele. Das ganze Lebensglück! Man muß mehr thun! Warum wollen Sie ihn nicht?“

Sophie schwamm in Thränen. „Antworten Sie, mein Kind! Geben Sie einen Grund an, und ich schweige.“

„Ich habe keinen Grund; aber ich weiß, ich kann nicht.“

„Soll ich Ihnen Ihre Gründe sagen? Sie rechnen darauf, Gräfin von Roden zu werden.“

„O gewiß nicht! gewiß nicht!“ Sie legte die Hand auf das eng beklemmte Herz.

„Das wäre auch eine große Thorheit. Fragen Sie Ihren ehrwürdigen Vater.“

„Nein, Herr Graf! darauf rechnet Sophie nicht, gewiß nicht.“

„Nun dann, so zeige sie es, und gebe Hornen ihre Hand.“

„Nein, nein, das kann ich nicht. Ich weiß, ich kann es nicht.“

Hier sprang der Graf auf. Er faßte ihre Hand, er sah sie mit einem wehthuenden Lächeln an. „Ich weiß, Sie können es. Ich habe meinen Kopf auf diese Heirath gesetzt. Es ist Ihr Glück; das muß Ihr Vater einsehen, das sehen wir Alle, Alle, auch Graf Hans. Er wünscht es, wie wir Alle.“

Da erblaßte das Mädchen; aber jetzt rief sie: „Nein, das wünscht er nicht! nein, Graf Hans nicht!“

„Sehen Sie, lieber Herr Pastor, welche Hoffnungen sie hat! Er wünscht es, sage ich. Er will es, er fodert es!“

„Nein, ich kann nicht!“ rief sie lauter in ihrer Verzweiflung, die ihr Muth gab.

„Sie können, Sie sollen! machen Sie sich gefaßt! Sie sollen gewiß.“ Und nun brach er das Gespräch ab, und fragte den Pastor nach andern Dingen. Sophie schlich fort und weinte auf ihrem Kämmerchen sich aus.

Der Prediger überzeugte den Grafen, daß er es ebenfalls wünschte. „Desto besser!“ sagte der Graf. „Denn sie ist zu gut, die Maitresse des Grafen Hans zu werden, und das würde aufs höchste dabei heraus kommen, wenn der Graf sie noch liebte; aber er liebt sie nicht“

„Behüte Gott!“ rief der Pastor, und schlug die Hände zusammen. „Sie muß den jungen Mann nehmen!“

„Das soll sie!“ Und der Graf ging. Der Graf sprach mit Horn. Er lächelte. Jetzt muß ich zweifeln, daß Sie das Mädchen lieben, mein Freund!“

„Ich muß Sie bitten, Herr Graf, in mein Wort nie einen Zweifel zu setzen. Ich liebe das Mädchen von ganzem Herzen.“

„Nun dann, was ich sagte: depit amoureux! Nichts weiter! Sie wird Ihre Frau.“

„Meine Frau? Herr Graf!“

„Wenn Sie mich machen lassen!“

„Machen lassen? nein Herr Graf, in diesem Falle —“

„Können Sie unbesorgt seyn. Gegen Sie hat das Mädchen Ihre Rolle fortzusetzen.“

„Eine Rolle? Dann schlage ich sie so gut aus, als sie mich.

„Wie Sie das seltsam nehmen! Sie ist gegen Sie Mädchen, Geliebte. Gegen mich ist sie etwas anders. Ich kann ihr Vorstellungen machen, die in Ihrem Munde Gewalt seyn würden. Ich habe sie gemacht, und das Mädchen ist auf einem guten Wege. Sie sieht ein, sie

— denkt nach. Sie läßt Thorheiten fahren, die ich so nennen darf, Sie nicht."

Kurz, der Graf überredete den jungen Mann, daß Sophie einwilligen würde, weil sie im Grunde ihn ganz gern hätte. Emelinens feines Züngelchen kam dazu. Horn versprach, sie in den ersten acht Tagen nicht zu sehen, bis der Weg zu Sophiens Herzen geebnet wäre.

Den andern Tag kam Emeline selbst zu Sophien. Die arme Sophie war schon von dem Vater genug gequält. Nun kam Emeline selbst, Emeline. Sie fühlte, das war eine Beleidigung, eine Verhöhnung ihrer unglücklichen Liebe.

Bei allen Andern kam nichts, als Schmerz in ihrer Seele hervor; aber bei Emelinen stieg eine Bitterkeit in ihrer Seele auf, die sogleich zu Trotz wurde, welcher der Furchtsamkeit das Allzublöde nahm. Aber Emeline war ganz anders, als sie geglaubt hatte. Sie nahm Sophien in ihre Arme. Sie bat sie mit einem sanften Vertrauen um einen Spaziergang. So-

phie wurde nun noch furchtsamer, als sie von Natur gewesen wäre. Sie ging mit ihr.

Emeline fing an zu plaudern, erst von der Stadt, dann von Hansen. Sie erzählte dem armen Mädchen ohne Barmherzigkeit, daß sie des Grafen Braut sey. Sie sprach von seiner Liebe mit Entzücken. Sophie antwortete nicht ein Wort, nicht einen Seufzer. Sie drückte den Schmerz tief in ihre Seele. Dann war sie bei Horn. Sie wünschte Sophien Glück zu der Liebe des jungen Mannes. Sie that, als wäre schon alles bestimmt. Sie hielt Horn feurige Lobreden. O Sophiens Schmerz wurde zu groß, und Emelinens Triumph auch. Sophie sagte: „Ich liebe ihn nicht! Ich nehme ihn nicht!"

„Ich denke ja, mein Kind," sagte Emeline verwundert — „Sie haben ja erklärt, sie fänden ihn angenehm, liebenswerth?"

„Das ist er; aber ich liebe ihn nicht!"

„Ih, liebes Kind, seyn Sie keine Grillenfängerin! Was würde man von Ihnen sagen? Das ganze Dorf, ihr eignes Haus, auf dem

Schlosse, der Pächter, wir, Graf Hans, der einen so großen Antheil an Ihrem Glücke nimmt, ihr alter, ehrlicher Vater in der Stadt, wir Alle glauben — Sagen Sie, wollen Sie den Mann verhöhnen, oder sich selbst?“

„Niemanden. Aber ich kann nicht!“

„Das ist Verstellung oder Thorheit! Worauf rechnen Sie denn, liebes Kind? Die Wange wird verblühen, und Ihnen würde nichts übrig bleiben, als eine bittere Reue!“

„O nein,“ sagte Sophie erbittert — „mir würde mehr übrig bleiben; ein schönes Andenken an eine bessere Zeit.“

Die Antwort empörte Emelinen. „Das wäre denn auch alles, meine Liebe, eine Puppe, womit Sie in der Kindheit spielten; aber man kann doch nicht mehr mit der Kinderpuppe spielen, wenn man verständig wird.“

Sie wurden Beide stumm; sie sprachen von der Gegend einzelne Worte, eilten auf dem kürzesten Weg wieder nach Hause, und verließen sich kalt.

Der Pastor redete sanft zu. Der Graf befahl, und nahm ihren Vater gegen sie ein. Der Graf erklärte: er würde den jungen Mann bringen, „und ich rathe Ihnen," setzte er hinzu — empfangen Sie ihn freundlich."

Sophie hatte nichts, als heiße Thränen, nichts, als ihren Schmerz, nichts, als ihre Liebe dieser vielfachen Gewalt entgegen zu setzen.

Horn kam; die Furchtsame, die den Grafen als den Herrn der Erde ansah, hatte nicht das Herz, das Gebot des Grafen zu übertreten. Sie war freundlich gegen Horn. Das wäre sie ohnehin gewesen. Sie hatte nicht das Herz, den Anspielungen des Grafen auf ihre Verbindung mit Horn zu widersprechen, so sehr sie ihr Herz zerschnitten. Horn ging weg mit dem Glauben, daß Sophie sich ergeben würde, und gern ergeben würde. Der Graf sprach davon mit der festesten Gewißheit.

Das Gerücht lief im ganzen Dorfe umher. Die Bauern, alle Menschen freueten sich, wünschten Sophien Glück, wenn sie ihr begegneten.

und die Arme hatte kaum das Herz zu sagen: „So weit ist es nicht!"

Der Graf gab allen Vornehmen im Ort ein großes Mittagsessen. Er sprach vorher Sophien. „Seyn Sie hübsch artig, mein Kind! Sie müssen Ihren Freunden zeigen, daß Sie Lust haben, den Wunsch, den wir Alle haben, zu erfüllen. Zwingen kann Sie Niemand; aber Sie müssen probiren, ob Sie nicht Neigung für den jungen Mann gewinnen können. Sie werden bei ihm sitzen. Seyn Sie freundlich!"

Die Worte: zwingen kann Sie Niemand! waren Worte des Lebens für Sie. Sie wollte ja zeigen, daß sie alles Mögliche thun wollte.

Sie setzte sich zu Horn, auf der andern Seite saß Emeline. Sie war freundlich mit ihm, so viel sie glaubte, um ihr Wort zu halten.

Der Graf machte wieder Anspielungen, die sie ertrug. Man drang in sie, mit Horn anzustoßen. Der Graf brachte Gesundheiten aus, und er befahl ihr, sie mit zu trinken. Ach, sie wußte gar nicht, wie viel, oder wie wenig sie thun sollte. Sie hielt sich an des Grafen Ver-

sprechen: zwingen kann Sie Niemand. Horn war vergnügt, wie ein König. Emeline war zärtlich gegen Sophien, und höchst zutraulich. Sie scherzte mit Horn, mit Sophien. Alles wurde heitrer und offner. Man brachte Champagner. Emeline drang in Sophien, bis sie zwei Gläser getrunken hatte. Selbst ihr Vater fing nun an, in die Anspielungen des Grafen mit einzustimmen. Horn selbst, von der Freundlichkeit des lieben, errötheten, die Augen blöde niederschlagenden Mädchens getäuscht, überließ sich der Hoffnung, und dem Feuer des Weins. Er ergriff Sophiens Hand, er drückte sie im feurigen Gespräch.

Die Anspielungen des Grafen, der Gräfin, ihres Vaters, der Gäste wurden deutlicher. Ihr wurde freilich bange; aber sie hatte doch gar nichts gesagt. Man trank des Grafen und der Gräfin Gesundheit. Dann des Oberamtmanns und seiner Frau.

„Recht!“ rief der Graf — „wir wollen alles Paarweise trinken. Der neue Prediger Horn, und Sophie!“ Horn stand auf,

Sophie konnte nicht sitzen bleiben. Sie mußten Beide anstoßen, und dann Beide mit einander.

Der Graf brachte eine Gesundheit mit Kuß und Gegenkuß auf. Ach, das Herz Sophiens wurde zerrissen! Aber Emeline küßte ihren Nachbar, und empfing einen Kuß. Horn wendete sich zu ihr. Ihr Vater lächelte so freundlich ihr zu. Konnte sie den jungen geachteten Mann so beschimpfen? Sie erröthete und nahm seinen Kuß, und dann, in der Feuerglut der jungfräulichen Schaam und der Angst, bot sie ihm den frischen, rothen Mund zum Gegenkusse.

Wie glücklich war Horn! Wie beugte er sich ehrerbietig gegen den Grafen, der ihn so glücklich machte! Das arme Mädchen wußte gar nicht, wie ihr geschehen war.

Nach Tische kam der Graf zu ihr, liebkoste ihr; Emeline, die Gräfin, ihr Vater, alle liebkosten ihr. Ihr wurde immer ängstlicher; denn sie wußte nicht, warum man ihr liebkoste. Sie machte, daß sie fortkam.

Am andern Morgen kam der Graf mit seiner Frau. Der Prediger hielt Betstunde. Das wußten sie.

„Sehen Sie, meine liebe Sophie," sagte der Graf zutraulich — „das heiße ich vernünftig. Nun ist alles richtig, alles geschehen."

„Um Gotteswillen!" rief Sophie erblassend — „Was wäre richtig?"

„Ihre Verlobung mit dem jungen Manne. Mein Gott, Sie haben ja die Gratulazion des ganzen Tisches angenommen, da man auf das junge Paar trank: Horn und Sophie. Sie standen ja auf, Sie stießen mit uns an, mit Horn selbst. Ih, zum Henker, liebes Kind, ein junges Paar! Sie wissen doch, was ein junges Paar heißt? Braut und Bräutigam!"

„Nein! nein! O nein! das war nicht so!"

„Wunderliches Kind! Sie werden doch einen edlen Mann, einen so geachteten Mann nicht so hart beschimpfen wollen? —"

„Das hoffe ich nimmermehr," sagte die Gräfin: „nimmermehr, meine liebe Sophie, meine gute Tochter! die ganze Gesellschaft hat das für

eine deutliche Erklärung Ihrer Einwilligung angenommen; selbst Horn fliegt jetzt auf Flügeln der Liebe. Um Gotteswillen, liebstes Kind, die Schande dürfen Sie nicht auf ihn legen, jetzt zurück zu treten!"

„O mein Gott! o mein Gott! was habe ich denn gemacht? Nein! nein! O retten Sie mich!" Sie streckte die Arme nach Beiden aus. Der Graf ergriff den zitternden Arm, und sagte lächelnd: „Sie sind eine kleine, liebenswürdige Thörin, Sophie! das ist nun ja nicht anders! Sie werden das von Ihrem Vater hören."

Das hatte sie nun nicht gehört. Aber ihr Vater war doch heute so vergnügt gewesen, so froh, so heiter!

„Beruhigen Sie sich doch," sagte die Gräfin. „wir werden ja sehen, was zu machen ist." Das sagte sie, dem Mädchen einen freundlichen Kuß gebend.

„O ja!" rief sie ängstlich: „o ja, meine gnädigste Frau Gräfin, das ist zu machen! O ja! o ja!"

Da kam Emeline, um Sophien zu einem Spaziergange abzuhohlen. Ihre Eltern wollten noch auf den Pastor warten.

„Nun," fragte Emeline, als sie mit ihr im Freien war: „pocht nun das Herzchen ein wenig, liebe, schöne Braut?"

Da fiel Sophie mit dem ganzen Jammer ihres Lebens in Emelinens Arme, und rief: „Ich bin nicht Braut!"

Emeline stutzte. „Nicht Braut? Wie denn so? Nach dem Kusse, den Sie ihm gegeben?"

„Sie küßten ihn ja auch, gnädige Gräfin!"

„Ja wohl; aber Sie hatten ja die Gesundheit auf das junge Paar mit ihm angenommen."

„Guter Gott! Ich wußte ja von nichts! Ach, eine Gesundheit ist ja ein Scherz!"

„Eine solche, liebes Kind, die verbindet. Ich weiß nicht, wie Sie darüber noch ein Wort verlieren können. Es kann doch unmöglich Ihre Absicht seyn, einen Mann von Ehre, wie Horn ist, so zu beschimpfen? Sie hätten das früher bedenken müssen. Ich glaube, da ist nicht her-

aus zu kommen, als daß Sie jetzt gern zu thun scheinen, was Sie nicht mehr ändern können. Ich beklage Sie in der That, liebe Sophie, wenn Ihr Widerwillen ein Ernst ist."

„O Gott, mein völliger!"

„Armes Kind, armes Kind! das ist wunderlich; aber ich sehe nicht, wie es anders seyn wird. Er ist ein gelehrter Mann, ein edler Mann, ein Mann, der Sie unbeschreiblich liebt. Sie würden ihn in Verzweiflung bringen. Welch ein Mann würde die Schande ertragen? Sie würden die Mörderin seines Glücks, seines Lebens seyn! könnte das die sanfte, die gütige Sophie?"

Sophie rang die Hände. Sie sah sich in dem tiefen Abgrunde des Unglücks gefangen. Sie stürzte zu Emelinens Füßen, sie umfaßte ihre Knie, sie drückte sie an ihr Gesicht, und flehete sie um Rettung an. Aber Emeline hob sie kalt und ruhig empor. „Sagen Sie mir, Sophie, was ich thun kann? sagen Sie selbst!" Sophie wußte nichts, gar nichts. Zu-

letzt rief sie: „Nein! nein! ich will nicht! Ich kann nicht! Man kann mich nicht zwingen!“

„Ja, liebes, gutes Kind, das weiß ich doch nicht. Sie haben einmal eingewilligt, ob Sie nicht werden müssen.“

„Nein! nein! lieber, ach! lieber, ja lieber will ich wie mein armer Vater, mich hinausstoßen lassen in die Welt, als einen Mann heyrathen. Nein! nein! nun und nimmermehr!“ Emeline zuckte kalt die Schultern, und bat sie, mit ihr zurück zu gehen.

Sophie fand den Vater allein. Sie sah ihn zitterd an. Der Graf hatte mit ihm gesprochen. Der Vater hatte in des Grafen Plan gewilligt, das arme Mädchen zu ihrem Glück täuschen zu helfen. Auch war er der Meinung, daß sie halb und halb eingewilligt hätte. „Der Graf,“ sagte er sanft: „beruft sich auf deines Vaters Einwilligung. O mein Kind, mein Kind, ich bitte dich, endige unsere Unruhe, und befestige dein eigenes Glück! Der Graf dringt darauf, dein Vater will es! Horn glaubt es! Liebes Kind, es kann fast nicht anders seyn.“

Sophie weinte, und rief: „Nein! nein! Ich fühle, es müßte mein Tod seyn, Vater! Vater, wollen Sie es, es ist mein Tod! das weiß ich, so wahr ich an einen guten Gott glaube!“ Das erschütterte den alten Mann. „So schweige ich, Sophie! und überlasse es dem guten Vater im Himmel, auf den Du Dich berufst, und Dir selbst.“

Ach, sie hatte doch Einen Trost wenigstens. Aber der Graf kam wieder. Er sprach von Sophiens Verbindung als von der allergewissesten Sache. Er wünschte, daß sie noch mit Horn verheyrathet würde, ehe er sein Amt anträte. Sophie sagte: nein! Aber der Graf erklärte gerade aus, sie müßte, erklärte es mit einem so bestimmt befehlenden Tone, und setzte noch hinzu, daß er Mittel wüßte, ihren verkehrten Eigensinn zu brechen; daß ihr Vater ihm Vollmacht gegeben hätte, Vaterstelle bei ihr zu vertreten; daß er nie zugeben würde, daß ein Mann, wie Horn, so von der Grille eines Mädchens beschimpft würde. „Ich bitte Sie, Sophie, das alles zu überlegen, und sich bereit zu

halten; denn ich will Ihre Verbindung in ein paar Tagen feyerlich bekannt machen. Es ist mein Wille, es ist der Wille des Grafen Hans, der hier Herr ist. Er will es durchaus, und mich dünkt, Sie haben große Ursache, seine Wünsche zu erfüllen, und seinen Befehl zu achten. Ich hoffe, Sie werden so handeln, daß wir Alle Sie fortlieben können."

Der Pastor wollte etwas dazu sagen. „Mein lieber Herr Pastor," fiel der Graf ihm ins Wort, „ich erkenne so gut wie Sie, die schätzbaren Eigenschaften Ihrer Sophie; aber eben deshalb kann ich nicht zugeben, daß sie sich mit einer unnatürlichen, seltsamen Grille unglücklich macht. Was können Sie, was kann Sophie gegen diese Verbindung einwenden? Sagen Sie etwas, und ich will abstehen. Hofft sie auf den Graf Hans, was ich doch glauben muß, was Sie selbst glauben, lieber alter, ehrwürdiger Freund: so verdient diese Hoffnung doch wahrlich keine Verzärtelung, Mitleiden wohl, daß ein so verständiges Frauenzimmer sich dieser verkehrten Grille so ganz hingeben konnte. Nein, mein

würdiger Freund, sagen Sie nichts mehr! Ich trete an die Stelle des Vaters, und so ist mein Entschluß gefaßt."

Ach, zu welchem Menschen, zu welchem Wesen in der Natur sollte sich nun die arme Sophie wenden um Hülfe!

Alles hatte sie verlassen; ihr alter Pflegevater sogar, der sie so zärtlich liebte, sah sie jetzt zuweilen finster an, und fragte sogar einmal recht hart: „Was willst Du denn aber? Es ist ja nichts, als Thorheit oder Eigensinn." Ihr Vater hatte dem harten Grafen seine Vatergewalt übergeben. Ach, Hans! Hans sogar, der geliebte Hans, ließ ihr befehlen.

O das war zu viel! Das war doch zu viel! Sie legte ihr Gesicht in ihr Kopfkissen und weinte, um nur gar nichts mehr zu sehen und zu hören, von der falschen, von der harten Welt, die auf die unendliche Liebe in ihrem Herzen schalt, wie auf ein Verbrechen.

So lebte sie wieder ein paar Tage in der Stille, in der Trauer, in der Verzweiflung. Der Graf kam oft, und nach jedem seiner Be-

suche, gab sie die Hoffnung immer mehr auf, sich zu retten. Sie hatte gar keine Begriffe davon, was der Graf konnte, oder nicht. Er war hier Herr, das wußte sie. Wie weit er Herr war, wie sollte sie das wissen? Ihr Vater ließ sie bei diesem Irrthum, um zu sehen, was das wirken könnte. Das arme Mädchen versank in eine trostlose Verzweiflung. Wenn sie gewußt hätte, wohin: so wäre sie davon gegangen. Doch sie kannte keinen Menschen!

Ach, sie legte in spitze Dornen das arme Herz, wie sie sich auf ihr Lager legte. O wie hätte sie schlafen können, da sie weinen mußte! Alles schlummerte, nur sie nicht; alles wurde still rings um sie her, nur ihre Brust nicht. Da ertönte auf einmal durch die stille Nacht ein weicher, schwebender Ton einer himmlischen Musik draußen. Sie richtete das Haupt auf, zu horchen.

Die Töne zogen, wie ein sanfter Trost, in ihre Seele. „O wenn Er es wäre!" dachte sie, denn ein Horn war es, aber ein sanft tönendes Horn, eine himmlische Musik. „O wenn Er es wäre!" dachte sie, und sprang auf.

„O wäre es ein bekannter Ton! O wenn er es wäre!“ rief sie, mit ausgebreiteten Armen und fliegender Seele.

Auf einmal, o auf einmal, und in ihre Seele ergossen sich tausend Seligkeiten! tönte das Horn die Melodie von dem Liede:

Und laß die Sterne fallen,
Laß Sonn' und Mond vergeh'n;
Mein Horn muß doch erschallen
Auf allen grünen Höh'n.

„Er ist's!“ rief sie — „o er ist's!“ das Herz schlug, die Seele flog empor, ihr Athem stockte, ihre Füße waren unbeweglich. Sie wollte fliegen, sie konnte nicht. Sie öffnete das Fenster kaum. Sie rief hinaus in die Nacht: „Ich komme!“ Und mit dem Worte war die Freudenerstarrung gelöst, und sie flog hinab, hinaus zur Thür, den Hügel hinan in bloßen Füßen, und stürzte lautschreiend zu des Geliebten Füßen, klammerte sich an, hielt sich fest, wollte reden und konnte nicht, wollte weinen und konnte nicht, wollte jauchzen und konnte nicht, und

betäubt, ohnmächtig sank sie nieder zu seinen Füßen zu Boden.

Hans wollte sie empor richten; da fühlte er die kalte Wange; und als sie zu sich selbst kam, da saß sie neben ihm, das Haupt an sein Herz gelehnt, ihre nackten Füße in seinen Mantel gewickelt, seine Arme um ihren Hals geschlungen. „Ach Hans!" seufzte sie — „Du willst es auch?"

„Sey ruhig, liebe Sophie! Es war nichts, als der Thau an Deinen Füßen."

„O das war es nicht! Nein, sie wollten mich hier ermorden. O rette Du mich, Hans!"

„Wer?" fragte er heftig — „O Gottlob! daß ich ging. O Gottlob! Mir fiel es sogleich aufs Herz, da ich hörte, sie wären hier."

Hans war früher nach Hause gekommen, als er gewollt hatte; sein Begleiter wurde krank. Er hörte, Rodens waren in Roden. Das fiel ihm auf. Sie waren den Tag nach seiner Abreise abgefahren, das fiel ihm noch mehr auf. Er setzte sich, trotz aller Vorstellungen seines Jakobs, zu Pferde, und ritt nach Roden, zu

verhüten, daß man Sophien nicht beleidigte.

„Wer? wer?“ rief er gewaltig — „wer will Dich ermorden?“

„O habe Du Mitleiden mit mir, Hans! Du, Du!“

„Mitleiden? Sophie! Sophie! Du theures, treues Mädchen, und haben sie Dir nur ein rauhes Wort gesagt: so will ich, wie ein Sturmwind, wie ein brüllender Donner, mit ihnen reden. Schnell! o sag mir! auch Emeline? Auch — — — Emeline? Auch — die?“

„Alle! alle! alle! Sie wollen, sie quälen mich, ich soll heirathen. Ich kann nicht. O ich kann ja nicht! Und nun wollen sie mich zwingen, sie wollen mich in die Kirche schleppen. O Hans! ich will ja gern, gern von hier weggehen, wie ich hier bin, mit bloßen Füßen, über Berg und Thal, durch Dorn und Fels. Ach, ich kann ja nicht von Dir lassen! Ich kanns ja nicht!“

„Zwingen? schleppen? Nun dann! nun dann! so will ich keinen Theil mehr an Gott haben, wenn ich nicht die Teufel — O Sophie! Auch — Emeline? O auch die?“ Er beugte sein Gesicht in das thaunasse Gras.

„Ach, es ist wohl Liebe gegen mich, das sagen sie ja! Mein Vater will's ja auch! Ach, ich kanns nur nicht! Ich habe ja gern gewollt. Ich habe ja darum gebetet; aber es ist ja mein Tod! Ich will Dich ja nicht wieder sehen, Hans! nicht ein Wort wieder von Dir hören; aber lassen kann ich ja nicht von Dir. Sieh, da stehen ja die Sterne noch!“

Des Grafen Herz zerfloß in Liebe, in Wehmuth, in Schmerz, in Angst, in Verzweiflung. Er drückte das Mädchen an seine Brust, dann beugte er wieder das Haupt zu Boden. „Erzähle es mir, Sophie!“ sagte er endlich mit leiser Stimme — „sie sollen Dir nichts thun! Und laß die Sterne fallen, laß die Erde hier unter uns in Staub zerfallen, laß den Himmel herab fallen mit den Sternen: ich halte Dich! ich halte Dich! Erzähle es mir, Alles! Alles!“

Da hob sie an zu erzählen mit leisem Weinen, und sie pflückte während der Erzählung an einem Grashalm, und er hörte still zu, wie der junge Prediger gekommen, wie er ein so guter Mann gewesen, so gut, so edel, so brav; den sie aber nur nicht lieben könnte; wie nun der Graf mit seiner Familie gekommen, wie man auf sie eingestürmt.

„Auch — Emeline?"

„Ach, sie meinten es wohl gut, Hans!"

Wie sie der Graf zu Tische gebeten, fuhr sie fort zu erzählen — wie ihre Angst immer gewachsen, wie sie sich Emelinen zu Füßen geworfen.

„Zu Füßen? O zu Füßen? Und was sagte sie?"

„Sie meinte, ich müßte! Sie konnte mir keine Hoffnung geben."

„Nicht? nicht? Nun dann! so —" er rang die Hände.

Sophie erzählte weiter, wie man nun gedroht, sie zu zwingen. „Auch Du, Du hättest mir es befohlen!"

„Ich? ich? Himmel und Hölle! — Doch, liebe Sophie, der Mann, sagst Du selbst, ist gut, ist brav!“

„Ach, wenn Du willst, so — hier ist meine Hand, Hans! Aber besinne Dich ja vorher; denn ich weiß, es muß mein Tod seyn!“

„Nein, zwingen soll Dich kein Mensch, kein König, so lange noch Blut durch dieses Herz geht, kein Engel.“

Aber nun drang er in Sophien, sie mußte ihm die Unterredungen mit Emelinen erzählen. „Was sagtest Du da?“ fragte er. „Was antwortete sie dann?“ Er wurde immer stiller und stiller. Er legte die Hand vor die Stirn, dann an die Brust.

Sie hatte alles erzählt. Er ging abseite, und bat Sophien, da in seinen Mantel gewickelt sitzen zu bleiben.

Dann kam er zurück in der höchsten Bewegung. „Höre, liebe Sophie! es soll Dich Niemand zwingen. Aber morgen geh Du zu Emelinen. Sage ihr, Du wärst entschlossen, lieber in die Welt zu gehen, lieber von Haus zu

Haus zu betteln — merke wohl auf, was ich sage — ehe Du einen Mann heirathen wolltest, den Du nicht liebtest. Bitte sie, flehe sie, sie soll Dich in ihren Schutz nehmen. Will sie nicht: so sage ihr, Du wolltest Dich an mich wenden. Sag ihr, sie möchte bedenken, daß Du meine Schwester wärst; bedenken, daß ich es gewiß nicht leiden würde, wenn man Dich quälte. Und morgen Nachts bin ich wieder hier, und mein Horn muß doch erschallen."

Er wiederholte das Sophien, was sie sagen sollte. Dann nahm er sie, in seinen Mantel gewickelt, und trug sie ins Haus, bis an die Treppe, und ging dann durch den Wald in tiefem, schmerzlichem Nachsinnen nach seinem Dorfe.

O jetzt hatte Sophie zu Allem Muth. Am andern Morgen ging sie zu Emelinen aufs Schloß. Es fiel Emelinen auf, wie sie stand, wie sie ging, wie sie redete. Ein anderer Geist beseelte das Mädchen. Sie hatte nun ihren Beschützer.

Sie sagte Emelinen, sie erböte sich, Roden zu verlassen, wenn man sie nicht weiter

zu einer Verbindung zwingen wollte, die sie doch durchaus nicht schließen würde. Emeline stand erstaunt.

„Sie werden sie schließen müssen, Sophie!“

„Gewiß nicht, meine gnädige Gräfin! Ich fodre Ihr Mitleiden, Ihren Schutz auf. Sie sind mir ihn schuldig. Ich fodre ihn im Namen des Grafen Hans, der gewiß nicht zugeben wird, daß ich so mißhandelt werde. O liebste Gräfin! Sie sind ja ein Mädchen, wie ich. Ich fühle nun, ich kann nicht heirathen. O nehmen Sie mich in Ihren Schutz! Um des Grafen Hans willen.“

„Ich glaube, Sophie, Sie drohen mit dem Grafen?“

„O ich bitte Sie nur; ich bin ja seine Schwester! So hat er mich genannt.“

„Schwester? Schwester? wie denn so? Hören Sie, liebes Kind! mich dünkt, Sie fangen an, Ihr wahres Inneres jetzt zu zeigen. Der Graf Hans, wie Sie ihn nennen, würde nicht so sanft seyn, wenn er hier wäre, wie ich.“

„O gewiß, gewiß, er würde sanft seyn, er würde nicht zugeben, daß Eine Unruhe in meinem Herzen bliebe!“

„Wahrhaftig, Sie haben doch sehr stolze Träume, Mamsel!“

Sophie bat mit Innigkeit, mit strömenden Thränen um der Gräfin Schutz. Die Gräfin wurde freundlich kalt. Da sagte Sophie: „Nun dann, wenn mir keine andere Hülfe übrig bleibt: so muß ich mich an den einzigen Freund, an den Grafen selbst wenden.“

„An welchem?“ fragte Emeline ungewiß.

„An den Grafen Hans.“

„Wenn Sie das thun, Mamsel: so rechnen Sie darauf, das Sie verloren sind.“

Hier öffnete Emelinens Vater, der im Nebenzimmer die Unterredung gehört hatte, rasch die Thür.

„An den Grafen Hans?“ rief er. „Mein Kind, machen Sie nur die Miene, es sey, wozu es sey, sich an den Grafen zu wenden: so werden Sie mich von einer ganz andern Seite kennen lernen. Das sage ich Ihnen, Mamsel,

Sie sollen! In drei Tagen ist Ihre Hochzeit; oder ich werde dafür sorgen, daß Sie an einen Ort gebracht werden, wo Sie nicht das Geringste von dem Grafen hören sollen."

Das arme Mädchen erblaßte. Sie fing an zu zittern. Der Graf wollte ihre Hand fassen, sie drängte sich an Emelinens Seite. „O retten Sie mich, liebste Emeline!" rief sie.

„In drei Tagen ist Ihre Hochzeit," rief Emeline — „oder meines Vaters Wort wird erfüllt. Sie haben zu wählen."

„Und gleich auf der Stelle!" rief der Graf — „müssen Sie wählen; oder Sie sollen sogleich fort!"

Sophie schrie, bat, flehete, beschwor Emelinen. Emeline blieb kalt; denn die Drohung mit Hans hatte sie zu sehr erbittert. Sophie, um nur wegzukommen, hatte kein anderes Mittel, als sich einen Aufschub von vier Wochen auszubitten.

Sie erhielt ihn kaum. Sie erhielt ihn nur um Horns willen, dessen Empfindung man schonen mußte, der von dem Allen nichts wußte.

Sophie ging zitternd nach Hause. Ach, wie wollte nun Hans sie retten! Wie wollte er! O wie wollte er! Er gegen seinen Oheim! O sie war verloren! Sie bebte der Mitternachtsstunde entgegen. Sie kam, und sein Horn ertönte. Sie ging hinab, ach, schleichend, langsam. „Nun denn? Sophie! hast Du es so gemacht? hast Du?"

Sie fiel zitternd in seine Arme. „Ach," rief sie — „nun bin ich ganz verloren, liebster Hans! ganz." Sie erzählte, was ihr begegnet war. Hans unterbrach sie nicht. Als sie fertig war, sagte er kein Wort.

Sie zitterte noch mehr; denn nun glaubte sie sich ganz verloren, da ihr Retter schwieg.

„O Hans!" rief sie — „auch Du verläßt mich? auch Du?" Da nahm er sie in seine Arme, und sagte: „Ich? Glaubst Du das auch?"

„Nein, Du kannst mir nicht helfen."

„O ich kann Dir wohl helfen, Sophie!" rief er — „aber mir kann Niemand helfen. Schlafe Du ruhig, Sophie! Dir soll morgen

Niemand mehr ein Wort sagen. Steh morgen um zehn Uhr vor der Thür."

Er ging. Ach, sie wußte nicht, wie er ihr helfen wollte. Sie stand am andern Morgen an der Thür. Da kam er in seinen Mantel gehüllt daher. Jetzt sah sie ihn zuerst. „O Hans!" sagte sie — „du bist so blaß!" Er sah sie lächelnd an.

„Das bin ich seit gestern geworden; aber komm mit mir." Er führte sie am Dorfe weg nach dem Schlosse. Sie wußte nicht, wohin er sie führen wollte. Sie zitterte, da er nach dem Schlosse einbog; aber sie folgte ihm doch. Sie wäre mit dem Manne in die Hölle gegangen.

Er führte sie ins Schloß, die Treppe hinauf; vor dem Saale ließ er seinen Mantel von den Schultern fallen, er faßte Sophiens Hand, riß die Thür auf, und trat in den Saal, wo sein Oheim, seine Tante und Emeline waren.

Sie sprangen Alle drei auf, und standen wie Bildsäulen. Hans schlug den Blick zu Boden, mit furchtbarer Betrübniß. Dann erhob er ihn wieder, er blickte Emelinen an, dann So-

phien. Dann schlug er den Blick wieder zu Boden. Aber dann lagerte sich die dunkelrothe Farbe des Zorns auf sein Gesicht. Sein Auge flammte auf seinen Oheim zu. „Sie wußten, Oheim!“ hob er nun an — „Sie wußten, beim Himmel, Sie wußten, daß ich — Himmel und Hölle! Sie wollten das Mädchen, dieses Mädchen, die Tochter eines Mannes, den Sie in die Welt hülflos hinein warfen, dieses Mädchen wollten Sie von hier wegschleppen?“

Jedes Wort war ein Donner. „Lieber Neffe!“ sagte der Graf sanft — „willst Du mich nicht hören? allein? eine Minute?“

„Hier will ich Sie hören, hier, in Gegenwart Sophiens; denn ihr, ihr sollen Sie keinen Zweifel beibringen, daß ich nicht mit jeder Minute meines Lebens mein Leben an das Glück dieses Mädchens setze. Wegschleppen wollten Sie das Mädchen? sie aus den Armen ihres Vaters reißen? Wie? Wie? Das wagen Sie? O Höllenteufel! Und Sie wußten, wie ich das Mädchen liebte!“

„Wirst Du denn nicht hören, Neffe? Wirst Du nicht?“

„Haben Sie ihr so gedroht? Sophie, rede! Hat der Mann Dir damit gedroht?“ Sophie weinte.

„Laß Dir doch sagen —“

„Ich will mir nichts sagen lassen. Nein, ich will nichts hören! Aber bei dem gerechten Gott! Oheim, wagt Jemand wieder dem Mädchen ein rauhes Wort zu sagen, wer es auch ist — Was Oheim? ich kenne keinen Oheim, wenn es Sophien gilt. Frei soll sie seyn, frei wie die Luft, wie der Vogel im Walde, wie — im höchsten Grade frei, frei wie der Gedanke in meinem Kopfe! O Himmel, Sophie!“ Hier wendete er sich an das Mädchen, das den erstaunten Blick auf die königliche Figur warf, worin er stand — „O Dich, Sophie! Dich, du Engel der Geduld, du Engel der Treue, du Engel der Güte, Dich konnten sie quälen! Dich! O komm an diese Brust, meine Sophie! an diese Brust, die Dich liebt, die nie aufgehört hat, Dich zu lieben.“ Er nahm sie

an seine Brust, er trocknete sanft die Thränen von ihren Augen.

„Aber lieber Graf!“ hob Emeline an. Mit einem heftigen Schmerz in seiner Miene, fiel er ihr ein: „Ach, Emeline! zu Ihren Füßen lag sie und bat vergeblich! Sie schenkten neulich mit Thränen in den Augen dem Vogel, als er sich an das Drathgitter mit der Brust drängte, die Freiheit: und ein Mädchen, ein Mensch, meine Schwester, lag vergebens auf den Knieen vor Ihnen! O wie grausam war ich betrogen, wie schmerzlich! Ein Menschenherz wollten Sie hinters Gitter einsperren, einem Vogel öffneten Sie das Gefängniß! O! o! ich möchte vor Schmerz sterben!“

„Ihre Schwester da,“ rief Emeline — „ist eine Närrin.“

„Wie? auch das noch?“ sagte er leise. „So komm, meine Schwester! So komm! Und bedenken Sie, mein Herr Oheim, daß ich in einigen Wochen hier Herr bin, und wehe dem, der einen finstern Blick auf dieses Mädchen wirft!“ Er faßte Sophiens Hand, und verließ mit

ihr den Saal. Er hüllte sich wieder in seinen Mantel, und führte sie nach Hause.

Die Drei sahen sich mit großen Augen an. Emeline schlug eine Lache auf, die aber der Vater mit einem verlegenen Gesicht beantwortete. Man machte sich zur Abreise fertig. Horn erhielt die Pfarre, die Familie reiste in die Hauptstadt ab. Vor der Thür des Pfarrhauses nahm Hans Sophiens Hand, und sagte: „Und nun laß die Sterne fallen, mein Stern bleibt unerschüttert stehen.“ Aber von seinen niedergeschlagenen Augenliedern regneten Thränen herab.

„Aber Du bist so traurig, lieber Hans!“

„Sey Du nur froh, sey Du nur glücklich! Und laß mich seyn, wie ich will!“

Er ging mit einem unendlichen Schmerze. „Daß Emeline — ach Emeline!“ seufzte er. Er fühlte, daß er sie noch unendlich liebte, und er konnte nicht begreifen, warum noch! Er ritt gedankenvoll und gedankenlos nach Hause. Er kam einige Stunden früher in der Residenz

an. Er verschwieg alles, sogar seinem Jakob. Er trug den Schmerz allein.

Er sprach seinen Oheim, aber nicht ein Wort von Sophien. Er war sogar freundlich. Er sprach Emelinen, aber mit einer mißtrauischen Scheu. Doch von Sophien sagte er nicht ein Wort.

Er wurde mündig gesprochen. Sein Oheim erbot sich sogar, Rechnung abzulegen; aber Geschäfte hinderten es von einem Tage zum andern. Auch war Hans jetzt gar nicht dazu gemacht. Er ging wie im Traum umher. Er näherte sich Emelinen wieder wie ein furchtsamer Liebhaber. Emeline sah es mit einer verhehlten Freude. Sie war umgewandelt, sie war ernst, trübe, sie stützte das Köpfchen. Hans traf sie oft in Thränen. Sie gebrauchte alle kleinen Künste, die Fessel, die nachließ, wieder zusammen zu ziehen. Das half wohl. Hans stand in der Ferne, betrachtete sie mit dunkel glühenden Blicken, wendete sich ab, wenn ihn der Anblick des trauernden Mädchens zu sehr schmerzte und erweichte. Dann auf einmal that er zwei

große Schritte vorwärts, als wollte er auf sie los fliegen, und stand doch wieder.

Emeline sagte triumphirend zu ihrem Vater: „Seyn Sie ruhig, er flattert um seinen Bauer, aber er kann nicht fort. Er wird zurückkehren in seinen Bauer, wie ein Vögelchen."

Aber auf einmal kam er Tage lang gar nicht mehr. Er machte kleine Reisen, die aber allemal, er mochte vorher sagen, was er wollte, nur einen Tag dauerten.

Sein Oheim zahlte ihm nach und nach große und kleine Summen aus, was er sonst auch, aber in geringerer Maaße, gethan hatte. Er ließ sich keine Quittungen darüber geben.

Des jungen Grafen Zustand war furchtbar. Er kämpfte zwischen Liebe und Unwillen. Er wollte Emelinen verlassen; denn er erklärte sie für böse, grausam, hinterlistig, und die Liebe zog ihn zurück.

Sophiens Worte: „Ich kann ja nicht von Dir lassen!" bebten in seiner Seele, wie sein eigenes Verdammungsurtheil. Er kämpfte mit

dem Vorsatz, Sophien zu heirathen, und mit der Liebe zu Emelinen.

Mitten in diesem Sturme seiner erwachten tobenden, kämpfenden Leidenschaften, da alles gegen einander empört stritt, da das Leben, er mochte wählen, was er wollte, wie ein ewiger auf ihn stürzender Wellenberg war, kam er auf einer kleinen Reise in eine Stadt, durch die ein paar Regimenter Infanterie und Kavallerie bei dem ausgebrochenen ** Kriege zogen. Er hatte Kompagnieen gesehen, nicht mehr. Da hielt er zu Pferde. Da tönte die köstliche kriegerische Musik eines Mozartschen Marsches. Der feierliche Zug einer Batterie Kanonen ging vorauf. Da kam die glänzende Infanterie, und erhob den Sturm in seiner Seele zur kräftigen Sehnsucht, mitzuziehen in das Feld, und so den Sturm in seinem Innern zu enden. Da kam unter dem Schmettern der Trompeten und Pauken ein Regiment rother Dragoner, mit gezogenen Säbeln. Der muthige Anblick der Menschen, ihre Laute, frohe Laune, die Offiziere, die den wohl-

gekleideten Grafen grüßten mit dem Säbel! O alles! alles!

Er konnte nicht anders, er mußte das Regiment begleiten. Draußen im Freien redete man ihn an. Man fand sein Pferd schön. Er ritt um die Wette mit einem jungen Offizier. Man präsentirte ihn dem jungen Prinzen **. Der Prinz sah den schönen jungen Mann mit dem innigsten Vergnügen. Der Prinz wußte schon, daß der junge Mann Lust zum Soldaten zeigte. Der Prinz errichtete ein Freikorps. Man erfuhr den Namen des Grafen, seinen Stand. „Mein lieber Graf! haben Sie nicht Lust, mit mir ein Freikorps zu kommandiren?“

Die Flamme des Muths schlug sichtbar auf in Hansens Gesicht. In zehn Minuten war die Sache richtig. Hans ritt mit ins nächste Quartier. Hier saß er neben dem Prinzen, neben seinen Adjutanten. Man erkundigte sich näher. Hans war reich, unabhängig. Er gab sein Ehrenwort, und ritt nach Hause.

In seiner Seele war ein froher Tumult, der Krieg mit allen seinen lebendigen Bildern der

Kraft stand vor ihm. Seine Seele glühete. Er flog zu seinem alten Jakob. Jakob weinte; aber Hans war nicht zu rühren. Jakob mußte sich fertig machen, seinen jungen Herrn zu begleiten.

Hans schickte dem Prediger tausend Thaler für Sophien, gab eine Anweisung auf den Oberamtmann für jährlich vierhundert Thaler für sie, so lange er wegbleiben würde. Er hatte selbst große Summen Geld von seinem Oheim. Er nahm noch mehr auf, auf Anweisungen auf seine Güter. Niemand wußte etwas. Pferde hatte er, er kaufte noch zu, durch seinen alten Jakob. Als das geordnet war, ging er zu seinem Oheim, und erklärte ihm, daß er Soldat sey.

Er ging zu Emelinen; auf dem Gange zu ihrem Zimmer fing ihm an das Herz schmerzlich zu pochen. So weit hatte sie ihn gebracht, daß er, wie der Britte, in den Tod gehen mußte. Sie nahm ihn freundlicher auf, als gewöhnlich; denn sie hatte ihn die letzten Tage hindurch froher gesehen, als immer. „O lieber Hans!“

sagte sie mit einer zärtlichen Stimme — „haben Sie denn endlich vergessen? — sind Sie wieder freundlich?“ Sie faßte seine Hand, sie drückte sie an ihre wallende Brust, und zwei Thränenströme rollten dabei über ihre Wangen. Ach, da ergriff die Reue sein Herz! Er wäre gern geblieben, wenn er nicht sein Ehrenwort gegeben hätte.

„Ach, liebe Emeline!“ seufzte er — „aber es muß heraus. Ich sehe Sie jetzt auf lange Zeit zum letzten Male.“

Sie erblaßte. „Und vielleicht sehe ich Sie nie wieder! O Emeline, o warum jagtest Du mich fort? O warum? warum?“

„Gott, o mein theuerster, o mein heiß geliebter Freund! wohin willst Du?“

„Ich muß! Ich bin Soldat!“

Da sank sie halb ohnmächtig in seine Arme. Aber nun umschlang sie ihn, und schwor, sie würde ihn nicht von sich lassen, sie würde ihn begleiten, sie wollte an seiner Seite mitfechten, ihr Herz zur Schutzwehr des seinen machen.

Hans sah recht wohl, daß das alles wahre Natur, kein Schein war. In seiner Brust erhob sich die alte Seligkeit wieder. Er vergab ihr jetzt alles. Er knieete vor ihr, er drückte ihre Hände an seinen Mund, in seine nassen Augen. Aber trennen mußte er sich. „O Emeline!" rief er — „wenn Du mich so liebst: wie konntest Du denn das Mädchen so hassen?"

„Ich will Sophien lieben, wie mich selbst, nur bleibe hier! Verlaß mich nicht!"

Sie zerrissen ihre Herzen, aber sie mußten scheiden. Der Friede war wieder hergestellt, die Liebe füllte wieder ihre Herzen. Er riß sich aus ihren Armen, warf sich aufs Pferd, und brachte dem Prinzen sechs junge brave Männer mit, die er angeworben hatte.

Emeline war fast außer sich. Sie maß sich die Schuld seines Todes bei.

Ihr Vater war vergnügt, da er hörte, daß die beiden Liebenden versöhnt waren. Ja, er machte einmal eine Bemerkung, die Emelinens Herz abscheulich fand, eine Anmerkung, die ihr zeigte, wie wenig ihr Vater leiden würde,

wenn Hans bliebe. Hans war fort, und ließ nichts von sich hören.

13.
Die Liebe.

Nach einem Monat kam die Nachricht von einer blutigen Schlacht in die Hauptstadt. Der Feind war geschlagen. Aber es hatte Blut gekostet. Zugleich erhielt der Graf Roden eine Nachricht, daß Graf Hans schwer verwundet war. Er war weder betrübt noch freudig bei der Nachricht. Emeline war außer sich. Sie verlangte ihn zu sehen. Sie drang mit solcher Gewalt darauf, daß der Vater es ihr nicht abschlagen konnte. Sie reisten nach einem kleinen halb abgebrannten Dorfe, wo Hans in einer kleinen engen Hütte lag. Der Prinz hatte ihm seinen Wundarzt dort gelassen. Zitternd fragte Emeline nach der Gefahr des Geliebten.

„Ich hoffe," sagte der Wundarzt. Er gab dem Verwundeten Nachricht von der Ankunft

Emelinens. In sein erloschenes Auge stieg der Strahl einer schönen Freude. Er streckte von dem Lager von Stroh seine Arme nach ihr aus, und Emeline wurde herein gerufen. Sie kniete an seinem Lager, sie küßte seine Hände, sie weinte, sie erfüllte seine Brust mit der schönsten Freude.

Aber nun kam der Abend. Der Graf saß mit gerunzelter Stirn mit seiner Frau vor dem Häuschen, und Beide beklagten sich, wie übel sie ihre Nacht zubringen würden.

Sie sandten einen Bedienten im Dorfe umher, der eine reinliche Stube und Betten suchen sollte. Es war schwer anzuschaffen; aber es wurde angeschafft. Spät am Abend ging Emeline mit ihren Eltern, nachdem sie ein paar Mal ernsthaft darauf gedrungen hatte, die Nacht bei Hansen zu bleiben. Hans mußte ihr befehlen, zu gehen.

Der Graf klagte die ganze Nacht durch; aber Emeline war den andern Morgen wieder bei Hansen. Der alte Jakob küßte dem zärtlichen Mädchen die Schürze wohl hun-

dertmal. „O welch eine Liebe! o welch eine Großmuth!" rief er; und Hans wiederholte: „O welch eine Liebe! welch eine himmlische Großmuth!"

Der Besuch hatte eine so schöne Wirkung auf den Kranken, daß das gefährliche Fieber fast ganz verschwand; und der Wundarzt gab den andern Morgen wieder Hoffnung, und sah Emelinen dabei mit Lächeln an.

Emeline saß an seinem Lager, hatte seine Hand in ihrer, benetzte sie mit Thränen. „Ach," sagte Hans — „geliebte Emeline! wie großmüthig bist Du! Dir fehlt es hier an Allem! an Allem!"

„O das ist wohl wahr, lieber Hans! Aber sey unbesorgt! Wir behelfen uns so gut, wie wir können. Wir haben für Lebensmittel gesorgt. Es wird alles werden."

Es wurde alles, so übel sich auch ihre Eltern befanden. Der Arzt erklärte das Leben des Grafen außer Gefahr. Nur konnte er nicht, was Emeline wünschte, weggebracht werden.

Da erhielt der Graf Nachricht von Hause. Ein fremder Fürst war angekommen. Man wollte große glänzende Feste geben, und die Familie des Grafen Roden war die Zierde jedes Festes. Man beschwor den Grafen, mit seiner Familie sogleich zurückzukommen.

Man las die Briefe, man hielt Rath. Der Graf foderte, Emeline sollte mit ihm abreisen. Hans war außer Gefahr. Der Graf trug es seinem Neffen vor. Emeline weinte, sie wollte durchaus nicht. Hans, der zwar an den Hof-Festen keinen Theil nahm, der aber für Emelinens Gesundheit, Bequemlichkeit besorgt war, bat sie mit einer sanften, rührenden Zärtlichkeit, den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen.

„Freilich, man wird mir es übel nehmen," sagte sie — „aber mögen Sie! Ich verlasse Dich nicht!"

Aber Hans drang in sie, uud sie ließ sich zuletzt überreden. Sie nahm Abschied von ihm, und reiste ab. „O Gottlob!" sagte der Graf, da er im Wagen saß. „Der Teufel! wenn er

Dir das je vergißt, Emeline! diese Großmuth, dieses schöne Opfer Deiner Liebe!"

Sie sahen nicht, daß ein Mädchen bei ihrem Wagen in schneller Hast vorüber eilte. Hätten sie das Mädchen auch gesehen: so hätten sie es nicht gekannt, so bleich war sie, so entstellt von Schmerz. Es war Sophie.

Die Nachricht von Hansens neuem Stande, von seiner tödtlichen Verwundung, und der Name des Dorfs, wo er lag, kam auch nach Roden. „Ich muß zu ihm!" rief Sophie, und alles sank aus ihren Händen. Sie setzte den Hut auf, und rief: „Leben Sie wohl, lieber Vater!"

Der Prediger hielt sie mit aller Gewalt; aber sie war nicht zu halten.

„Ich muß ja! Gott! ich muß ja!" rief sie ängstlich, mit einem Zetergeschrei. Der alte Mann konnte sie nicht halten.

„Nimm Geld mit!" rief er. Sie nahm das Geld, was er ihr gab.

„Wir wollen einen Wagen vom Amte kommen lassen, Sophie! liebe Sophie!"

„Und indeß stirbt er!“ schrie sie, und fort war sie zur Thür hinaus über Berg und Thal.

Der Prediger sendete ihr seinen Knecht nach, aber sie flog auf den Flügeln der Liebe, und der Knecht kroch den Schneckengang des Geschäfts. Jederman konnte Sophien den Ort nennen, wo die Schlacht vorgefallen war, und da war das Dorf, wo er lag. So ging sie drei Tage, unablässig, die thränenschweren Blicke vorwärts gerichtet; nicht Müdigkeit, nicht den Schmerz der wunden Füße fühlend, nicht Hunger, nicht Durst achtend, ging sie schnell dahin, nichts fürchtend, nicht die fremde Welt, in der sie zum ersten Male war, nicht die Weite, nicht Räuber, nur zitternd vor dem Tode des Geliebten.

So kam sie an in dem Dörfchen. Sie fragte nach dem Hause des Verwundeten. Sie kam dahin. Sie betrat mit Todesschauer die Schwelle des Hauses. Sie hob die Hand drei Mal nach dem Drücker der Stubenthür und hatte die Stärke nicht. Endlich öffnete sie. Da lag er bleich und schlafend, und der Wundarzt winkte ihr Stille zu. Und sie trat jetzt einen Schritt

näher auf den Fußzehen, jetzt einen, und wieder einen. Und der Wundarzt sah mit Erstaunen die fremde Trauergestalt, das bleiche Gesicht mit den starren Blicken des Mädchens, das sich immer mehr dem Lager näherte, nahe am Lager kniete, nicht sah, nicht hörte, nicht fühlte. Das blonde Haar hing zerstreut vom Winde um das blasse Gesicht.

Und als der Graf die Augen aufschlug, da stand das blasse Gesicht Sophiens vor seinen Augen. „Ach, Sophie!" sagte er — „kommst Du auch?" Da verließ die Kraft sie, und sie schwankte langsam in tiefer Ohnmacht der Erschöpfung auf den Boden.

Der Arzt half, und sie kam wieder zu sich. „Woher kommst Du, liebe Sophie?" fragte er.

„Von Roden. Ich hörte es; da mußt' ich fort. Aber o! Du stirbst nicht? O nein! nein! sag' mirs!"

„Ich bin außer Gefahr," sagte er — „sey ruhig, Sophie!"

Da schoß der Strom der Freude nnd des Bluts aus dem Herzen in das Gesicht Sophiens. Sie taumelte aufs neue, aber vor Entzücken. Nun saß sie neben ihm, seine Hand ruhete in ihrer. Der Arzt hatte ihm das viele Reden untersagt. Sie wußte ihm nichts zu erzählen; aber sie saß, wie das Lächeln, wie der Trost, schweigend neben ihm, ihre Augen auf seine gerichtet, horchend auf jeden Athemzug.

Es wurde Abend. „Wo wirst Du zur Nacht bleiben, Sophie?"

„Bei Dir!"

Da kam ihr Vater. Er hatte auf der Nachbarschaft ein paar Hühner zu kaufen gesucht, und eins erhalten. „O gut," rief er — „daß Du hier bist, Sophie! Wie hast Du es erfahren?"

Nun erzählte Sophie. Der Vater fragte, wie ein alter Mann, nach den geringfügigsten Umständen, und so erfuhr Hans die kleinsten Umstände von Sophiens Flucht aus der Pfarre, von ihrer Reise hieher.

Seine Augen flossen über vor dankbarer Zärtlichkeit. Jetzt erst fing das Mädchen an, sich zu fühlen, sie fühlte den Schmerz an ihren Füßen. Der Arzt fragte, sah nach ihren Füßen, und Sophie antwortete, als er fragte: „Haben Sie das nicht gefühlt?“ „Ach, ich fühlte gar nichts!“

Sie wollte durchaus wachen bei ihm die Nacht, und sie schlief die Nacht durch so fest, bis an den lichten Morgen.

„O ja,“ sagte der Vater — „Du bist eine schöne Wärterin, Du schläfst, und hörst und siehst nicht!“

„Ach, ich habe ja seit drei Nächten nicht eine Minute geschlafen.“ Aber nun sprang sie auf, nun war sie die Thätigkeit selbst. Sie fing an, die Wäsche des Grafen zu waschen, sie besorgte die Küche. Sie schaffte aus dem Dorfe Betten für den Grafen an, woran noch Niemand gedacht hatte. Sie verband mit einer sanftern Hand des Grafen Wunden, sie sorgte für alles, und sie saß immer an seinem Lager, und erzählte ihm.

Der Graf, der dachte, Emeline würde wieder kommen, sah voraus, was das Daseyn des Mädchens wirken würde. Er war der Erste, der daran dachte, daß der alte Pfarrer um Sophien besorgt seyn würde. Man bat sie, wieder abzureisen, aber man bat vergebens. Hans befahl, befahl im Ernst, er befahl vergebens.

Sie schlummerte, wenn sie schlummerte, am Tage auf einem Strohlager, die Nächte war sie wach und munter. Es war unmöglich, sie fortzubringen. Sie kannte keine Unbequemlichkeit, sie dachte nicht daran, daß sie nur eine einzige Kleidung bei sich hatte. Die Männer begriffen nicht, wie sie dennoch immer reinlich war.

Was Niemand schaffen konnte, schaffte sie. Sie lief in ein paar Minuten ins nächste Dorf, und es war gewiß, sie brachte ein Huhn mit, was ihr Vater vergebens gesucht hatte. Wer mochte den ängstlichen, inbrünstigen Bitten des Mädchens etwas abschlagen?

Endlich kam ein Wagen mit Betten, mit Wein von Emelinen, und ein Brief von ihr

voll unendlicher Liebe, voll heißer Klagen, daß der Hof ihr es durchaus abgeschlagen hätte, ihn aufs neue zu besuchen. So bald aber die Hof-Feste nur vorüber wären, so wollte sie sogleich kommen.

Sophie schlug trübe die Augen vor sich nieder, während er den Brief las. Er las ihn dann vor. „Das gute Kind!" sagte Jakob „wie rührend das ist! O wie sie Dich liebt, lieber Graf Hans!" Sophie hob das Auge nicht.

Hans schlug das Auge an die Decke. „Ach, Jakob!" sagte er — „es ist gut! ja, es ist gut! Sophie, erzähle mir noch einmal, wie Dein Vater Dich hielt, wie Du Dich dennoch losrissest, wie Du vier Tage durch gingst, Tag und Nacht, nicht wußtest, daß Deine Füße bluteten. O wäre gerade der Erndtetanz gewesen: Du wärst auch nicht gekommen!"

„Ach, lieber Hans! wie kannst Du so hart gegen mich seyn? Aus dem Himmel wäre ich weggelaufen, zu Dir!"

Hans wollte durchaus die weichern Betten nicht haben. Er blieb auf den Betten, die ihm Sophie angeschafft hatte. Er war finsterer und unmuthiger, als je. „O Sophie!“ sagte er den Abend, ehe er einschlief — „wir Beide wissen allein, was das heißt, und laß die Sterne fallen, laß Sonn' und Mond vergeh'n!“ Sie drückte seine Hand, und so ihre Hand auf sein Herz gedrückt, schlief er ein.

Am andern Morgen ging Sophie wieder aufs nächste Dorf, nach Eiern, Butter und Hühnern. Sie saß eben bittend bei einer Bauerfrau; da entstand Lärmen im Dorfe, von dem Anrücken der Feinde.

Sophie sprang auf, und stürzte auf den Weg nach dem Grafen. Das Dorf war eine Stunde weit entfernt. Sie sah es im Dorfe brennen. Sie eilte schnell. Sie sah Reiter umher jagen. Sie eilte schreiend noch schneller, der Gefahr entgegen.

Vor dem Dorfe kam ihr Vater ihr entgegen. Er war todtenbleich. „Es ist alles verloren, rette Dich! der Graf ist hin! die verdammten

Mörder!" Athem- und sinnlos stand sie da. Aber sie erholte sich, sie wollte vorwärts. Ihr Vater hielt sie, sie riß sich los. Sie eilte den wenigen Hütten zu, sie standen alle in Flammen.

Die Hütte, wo der Graf gelegen hatte, brannte von allen Seiten, und stürzte zusammen, da sie heran kam. Einige Landleute hielten das Mädchen, die wie eine Löwin, der man die Jungen raubte, in die Flammen springen wollte. „Sie haben den Grafen ermordet," riefen die Landleute, und schleppten sie mit sich fort zu ihrem Vater.

„Er ist todt!" sagte sie, und von jetzt an war sie stumm, bleich, ohne Leben, ohne Kraft. Sie ließ mit sich machen, was man wollte. Sie blieben die Nacht auf dem andern Dorfe. Die Landleute erzählten, daß eine feindliche Patrulle ins Dorf gedrungen, den Grafen ermordet, den Wundarzt gefangen hätte. Dann hätten sie die Hütte, worin der Graf gelegen, angezündet, und wären mit dem Wundarzt, den Pferden des Grafen, davon geritten.

Am andern Tag durchsuchte Jakob den Schutt der niedergebrannten Hütte. Es war gewiß, daß der Graf todt war. Er kam trostlos zu Sophien zurück.

Es dauerte lange, ehe das Gefühl wieder in Sophiens Seele erwachte. Keine Thräne! Sie verlangte nach Roden zurück. Sie war nicht im Stande, zu gehen. Jakob mußte einen Wagen nehmen. Und so kamen sie nach vier Tagen wieder in Roden an. Sie fiel an die Brust ihres Vaters, und sagte: „Nun ist ja Alles vorbei! Alles! Alles!" Stumm blieb sie nun, in sich gekehrt und ohne Trost.

Jakob reiste nach der Residenz, um den Tod des Grafen dem Oheim anzukündigen.

Emeline wurde erschüttert durch die Nachricht. Sie floh auf ihr Zimmer, und hier überließ sie sich dem Schmerze, dem heftigen Schmerze, daß sie es gewesen war, die ihn zu dem Entschlusse, Soldat zu werden, verleitet hatte. Der Graf ertrug die Nachricht mit der Philosophie eines Mannes. Er ließ ein Protokoll aufnehmen über Jakobs Aussage, befahl seinem

Hause tiefe Trauer, als wäre Hans sein Sohn, anzulegen, und kündigte den Tod seines Neffen dem Lehngericht an, um von den Gütern Besitz zu nehmen. Jakobs Aussage schien dem Lehngericht nicht genüglich. Der Graf reiste zum zweiten Mal nach dem Dorfe. Die Einwohner wurden verhört. Der Graf war verschwunden; aber sein Tod blieb ungewiß. Einige wollten ihn haben wegbringen sehen. Andere hatten ihn ermorden gesehen. Der Graf nahm indeß die Aussagen seines Todes für die gewissern. Seine Familie behielt die Trauer, und Emeline sogar die tiefe Trauer einer Witwe.

Ihr Vater nahm die Güter in Besitz, bis auf weitere Nachrichten von dem Leben oder Tode seines Neffen. Emelinen stand die Trauer ungemein schön, schön bei thränenvollen Augen, noch schöner bei dem Sonnenschein ihres Lächelns, das unter den Zerstreuungen des Lebens früher hervorbrach, als sie die erste Trauer ablegte. Emeline war jetzt die reichste Erbin des Landes. Der Kreis ihrer Anbeter vermehrte sich.

Hätte man nur den Tod ihres Vetters gewiß gewußt!

Die arme Sophie hielt auch eine Leichenfeier, aber in dem schwarz behangenen Tempel ihrer schmerzerfüllten Brust. Sie trug ihr rosenrothes Kleid noch immer. Durch das blonde Haar schlang sich noch immer die Farbe der Freude. Aber das Auge wurde nicht trocken, und das Leben nicht freudig.

Sie saß bei ihrem Vater, dem Prediger — Jakob war wieder zu seinem Herrn gezogen — und ohne an etwas dabei zu denken, gab sie alles auf, was Freude heißt, was ihr sonst Freude war. Sie ging nur von Zeit zu Zeit nach der Felsenbank, von dem wilden Rosenstrauch überdeckt. Hier saß sie, und dachte an ihn, und flüsterte seinen Namen, und sang mit wehklagender Stimme: Und laß die Sterne fallen! „Ach!" sagte sie dann, den Blick an seinen Stern heftend; denn sie ging meistens Abends, um ganz ungestört von der Liebe der Menschen zu seyn, die Alle sie zu trösten bemüht waren — „ach, du bist uutergegangen, schöner Stern

meiner Liebe! O wüßte ich dein Grab, ich wollte dich unter dem Rosenroth begraben, und dann mit dir sterben!"

So hielt ihr Herz ihm alle Tage eine Leichenfeier, aber das wußte Niemand. Sie fing sogar wieder an zu lächeln, wenn man sie darauf ansah, und schob ihre Einsamkeit auf ihre mehreren Geschäfte.

Daß Hans noch wohl gar am Leben seyn könnte, konnte ihr nicht einfallen. Der Graf hatte seine Todtenfeier in Roden begangen. Emeline war in Trauer, der Tod war also gewiß angekündigt. Die Zweifel hatte der Graf am meisten in Roden verschwiegen. Auch zweifelte er fast selbst nicht an Hansens Tode, wie sie nie daran zweifelte.

Die arme Sophie war jetzt gar nicht arm. Sie hatte jährlich vierhundert Thaler, und zwar auf Lebenslang. Das hatte Hans den Tag vor der Schlacht gewiß gemacht. Sie hätte dieses Geld gern für eine einzige blonde Locke von seinem Haupte hingegeben. Aber die Sache wurde bekannt, und Mamsel Sophie dazu.

Sie bekam ihren Hof so gut als Emeline.

Der erste war der junge Prediger Horn, der sie noch mit einer großen Zärtlichkeit liebte, und dessen Liebe noch gewachsen war, seit er alles vernommen hatte. Er besuchte den alten Prediger, seinen Freund, nachdem Sophiens erster Schmerz vorüber gegangen war. Konnte er denn wissen, daß er nie vorüber gehen würde?

Sophie war freundlich, wie immer. Er wiederholte seinen Besuch, und entdeckte seine Wünsche dem alten Pfarrer. Der Alte machte ihm Hoffnung, die Sophie sogleich ganz zerstörte, als sie davon hörte. Sie zerstörte sie auf eine unzweideutige Weise; denn sie redete den jungen Mann das nächste Mal selbst darauf an.

„Lieber Freund!" sagte sie — „Sie haben meinem Vater einen Wunsch geäußert, der —" sie erröthete nicht einmal bei diesen Worten; so hatte sie alle fremde Empfindlichkeit, außer für ihren Schmerz verloren — „Ich kann nicht heirathen! Ich kann nicht, glauben Sie mir

das! Aber ist's Ihnen genug, wenn ich Ihnen verspreche, daß ich Ihnen meine Hand geben will, sobald mein Schmerz gelinder wird?"

„O Sophie! Sophie! Er wird gelinder werden! Darf ich dann auf Ihr Versprechen rechnen?"

„Dann gewiß. Aber ich fühle es, er wird nicht gelinder werden. Ach, Sie wissen das nicht!"

Horn hoffte. Er kam noch zuweilen; aber Sophiens Schmerz wurde nicht milder, nicht gelinder. Horn hatte ein Herz, die schöne, unwandelbare Treue des Mädchens zu achten. Er blieb weg.

Man hatte überall geglaubt, Horn sey Sophiens Verlobter. So wie er wegblieb, so wie es bekannt wurde, daß er mit einem andern Mädchen verlobt war: so kamen von Nah und von Fern Anbeter und Freier zu dem Pfarrer, zu dem alten Jakob, zu Sophien, von denen jeder über Sophiens ewigen Schmerz lachte, und sich es zutraute, ihr Herz wieder in einen andern Schlag zu bringen.

Aber vergebens. Jetzt hatte doch Sophie zu thun, die Herren alle abzufertigen.

Sie hörte von einem Witwenstift reden, in welchem nur Witwen aufgenommen werden konnten. Der alte Prediger bedurfte ihrer Hülfe jetzt nicht mehr. Er hatte eine Verwandtin zu sich genommen, ein sanftes, stilles Mädchen, das seine Haushaltung mit vielem Fleiß führte, und mit Sophien seine Liebe theilte.

Sie that dem alten Prediger den Vorschlag, sie wollte in diese Stiftung ziehen, wenn man sie aufnehmen wollte, was recht wohl anging, um auf einmal allen Bewerbungen um ihre Hand ein Ende zu machen.

Sie kaufte sich ein. Sie theilte ihre Einnahme mit ihrem alten Vater. Der Prediger war wohlhabend. Sie zog dahin. Ach, diese klösterliche Stille in den Zellen, diese tiefe Witwentrauer, wozu die Anstalt sie verband, lockte sie mehr, als sie sie abschreckte.

Sie trat in dem schwarzen Witwenkleide, mit dem schwarzen Schleier über dem Haupte, zu ihrem Vater, um Abschied zu nehmen. „O mein Kind,“

sagte er weinend — „warum mußtest Du nicht glücklich werden in der Welt!“

„Ach, Vater,“ sagte Sophie — „wäre ich glücklich geworden — so — ach, mit diesem Glück, so gut, wie mit diesem Schmerz, gehörte ich ja in ein anderes Leben. Ich bin nicht unglücklich, lieber, guter Vater! Aber könnte ich ihn je vergessen: o dann würde ich unglücklich seyn!“ Sie fuhr ab, sie trat freudig in die Zelle, freudig in ihr Gartenfleckchen. Die Liebe hatte sie zu einer heiligen Nonne gemacht.

14.

Der Stern der Freundschaft.

Sophie saß auf ihrer Zelle am ersten Abend doch ein wenig ängstlich, der fremden Gesichter wegen. Da öffnete sich weit die Thür, und auf der Schwelle stand eine hohe, stolze Gestalt, schwarz gekleidet, wie Sophie. Sie betrachtete Sophien.

Sie that einen Schritt über die Schwelle, und sagte mit einer zu sanften Stimme für die stolze Gestalt: „So jung, so schön entsagen Sie der Welt?“ Es war eine Frau von Bork, deren Tante diesen Zufluchtsort für trostlose Witwen gestiftet hatte. Sie war Domina der Stiftung. Sophie erkannte sie an dem schwarzen Kreuze, das keine trug, als sie. Sie verbeugte sich tief und ehrerbietig.

„So jung und schön,“ hob sie wieder an — „entsagen Sie der Welt?“ Sophie wußte nicht, was tröstendes in diesem Tone lag, was Vertrauen erregendes! Sie beugte sich auf ihre Hand, und die Frau von Bork drückte sie an ihren Busen.

„Warum kommen Sie hieher?“ fragte die Domina.

„Ich ging hieher, aus der Welt. In die Welt gehört mein Kummer nicht.“

„Hat Ihre Jugend keine andere Hoffnungen?“

Sophie lächelte. „Ich kann hier allein seyn,“ sagte sie.

Die Domina schüttelte den Kopf. „Arme Seele," sagte sie — „was Du suchst, ist nicht unter den Sternen zu finden!"

„Meine Sterne sind untergegangen."

„Einer glänzt noch."

„Woher wissen Sie das?" fragte verwundert Sophie."

„Der uns ins Grab begleitet, der Stern der Hoffnung." Hier schüttelte Sophie den Kopf. „Armes Wesen," fuhr die Domina fort — „wenn Du wahr sagtest!" Sie küßte Sophiens Stirn, und ging.

Ein paar Tage gingen hin, Sophie sah die Domina nur am Tisch. Sie hatte das Herz nicht, sich an sie zu drängen. Aber sie betrachtete sie mit Blicken voll Liebe. Die Domina kam wieder. „Ich glaubte, mein Kind, Du würdest mich lieben. Was stößt Dich von mir zurück?"

„Ihr Ernst, Frau Domina!"

„Ernst sollen wir hier seyn, im Vorzimmer des Grabes, im Hafen am Lande des Todes. Komm, liebe mich, meine Tochter! Sie um-

faßte Sophiens Haupt, nicht ihre Schultern, und drückte das Haupt an ihre Brust. Es war etwas ergreifendes in dieser Bewegung, in dem Tone der Stimme dieser Frau. Sophie widerstand nicht, sie sagte schluchzend: „O meine Mutter!“

„O schnell dann, Sophie,“ sagte die Domina, sich neben Sophien setzend — „so laß Deine Mutter Dein Herz sehen! Was hat Dich hieher geführt, so jung, so schön?“ Sophie fing an zu erzählen. Die Domina fragte, und erfuhr alles. Das Herz der Frau von York war weich, wie Sophiens; aber ihre Seele war stark. Fast eine ähnliche Begebenheit hatte sie hieher gebracht, eine ewig glückliche und unglückliche Liebe.

Die Domina zog Sophien von Tage zu Tage näher an sich. Sie gab ihr eins ihrer Zimmer. Sie nannte sie nicht allein Tochter, sie behandelte sie auch so. „Glaube mir,“ sagte sie alle Tage — „der Stern Deiner Hoffnung, Deines Glücks ist noch nicht untergegangen, Sophie!“ Sophie versicherte, er sey unter-

gegangen auf ewig, und zuletzt glaubte die Frau von Bork dem treuen Herzen. „Was ist denn Dein Zweck? —“

„Hier zu sterben!“

„Aber erst hier zu leben, Sophie. Ich habe hier Herzen voll eines göttlichen Schmerzes gesehen, mein Kind! Der Schmerz blieb wohl, obgleich selten. Aber der Geist ging unter, unter der drückenden Last des zu einfachen Lebens, und der Schmerz wurde niedrig, wie das Leben, das sie führten. Der Schmerz muß den Geist erheben, oder er tödtet ihn. Ich suchte lange hier und vergebens nach einer Freundin. Sey Du meine!“

Sophie fiel an das Herz der Frau. Sie schwur ihr Freundschaft.

„So theile mit mir, was ich habe, und ich habe viel für Dich!“

Sophie errieth es nicht; aber die Domina fing an, ihr vorzulesen, redete mit ihr über das Gelesene, ließ sie selbst lesen, und Sophie war in einer andern Welt. Was sie zuerst mit ihr las, waren einige Schauspiele, wenige Ro-

mane, wenige Gedichte; aber die zartesten, die heiligsten des Vaterlandes. Sophie fand nichts fremdes, nichts unerwartetes in allem, was sie las und hörte, sie fand ihr Herz wieder, ihre Liebe, ihre Einsamkeit, ihre Gedanken, nur schöner ausgedrückt, nur gestaltet in Worten, in Engelsgestalten.

Sophie schrieb sich unter der Anleitung der Domina das Schönste ab, um es öfter zu lesen, las es oft, und lernte es auswendig.

Ihre Sprache wurde gebildet.

Die Domina setzte sich an ihr Fortepiano, und spielte einen Lieblingsgesang Sophiens, und Sophie lernte ihn singen. Sie sah die Noten, sie begriff sie, sie lernte nach Noten singen. Sie setzte sich an das Fortepiano. Die Domina unterrichtete sie, und Sophie, die nichts zu thun hatte, war fleißig. Sie lernte das Instrument spielen.

Da war der schöne, heitere Geist des Mädchens geweckt. Mehr bedurfte es fast nicht; aber sie hatte weit mehr, den Unterricht einer höchst gebildeten Frau, welche aber die Musik und die

Poesie nicht entweihte, welche beide für die Sprache des überirrdischen, himmlischen Geistes, und für den Trost eines Engels hielt.

Für mehr nahm Sophie sie auch nicht. Die Musik erregte den Schmerz, die Sehnsucht in ihrer treuen Brust, und bekränzte sie mit Paradieses-Blumen. Sie liebte den Freund ihrer Jugend nie mehr, als wenn die Musik alle ihre Schmerzen gestillt und eine bessere Sehnsucht nach dem Ewigen, in ihrem Herzen erregt hatte.

„O," rief sie — „theure Mutter, nie fühle ich mehr, daß ich ihn ewig lieben werde, als wenn die Musik mich mit dem Schicksal versöhnt hat. Nie fühle ich es inniger, daß meine Liebe todt ist, als wenn ich ein schönes Lied von der Freude des Lebens, der Liebe gelesen habe." Musik und Dichtkunst wurden die zwei Engel, die ihre ewige Treue bewachten. Sie waren in der Zelle Sophiens nichts als zwei Genien des Himmels, des Glücks und der Treue.

Die Talente der Musik und der Dichtkunst hatten in Sophiens Seele geschlummert; selbst das ist zu wenig gesagt, die Quellen der

Musik und der Dichtkunst hatten ewig in ihrem Herzen geflossen. Sie brachen jetzt hervor aus der gelösten Zunge. Sophie that nichts Neues, sie gab nur der lebendigen Seele in ihrer Brust einen geistigen Körper, Ton und Wort. Was sie gefühlt hatte, sang sie jetzt, sprach sie jetzt, spielte sie jetzt.

Die Domina erstaunte vor des Mädchens Fortschritten.

Aber wie konnte es anders seyn? Der ganze Tag war dem neuen Genusse, der neuen Sprache ihres reinen Herzens geheiligt. Sie fand in den Gedichten tausend Worte, die sie nicht verstand. Die Domina erklärte ihr, und der Reichthum ihrer Vorstellungen, ihrer Kenntnisse wurde immer größer. Der Messias von Klopstok erhob ihre Seele; eine Uebersetzung des verlornen Paradises, des befreieten Jerusalems, kränzte den stolzen Geist mit den schönsten Blumen der Freude, der Unschuld und der Liebe.

Die Frau von Bork lebte nur jedes Jahr eine Zeitlang in dem Stifte. Die schönste Zeit des Jahres war sie bei ihrer Tochter auf einem

Gute. Hier nahm sie Sophien mit sich. Ein kleiner Kreis fröhlicher, gebildeter Menschen war hier versammelt, zum reinen Genuß des Lebens, und der freiesten Geselligkeit. Was Sophien noch fehlte, die unbefangene Freimüthigkeit der Sitten, wurde hier noch ausgebildet. Die Quelle alles Schönen floß reich in ihre Seele. Sie bekränzte auch nun die Stirn mit den Rosen der Schönheit, der Grazie, des freien Anstandes.

Aber sie blieb auch hier, noch ihrer Wittwen-Trauer getreu, ob man sie gleich bat, sie hier abzulegen. Sie fühlte in ihrem Herzen tief eine Stimme sich erheben, die diese Gefälligkeit eine Lässigkeit gegen den geliebten Todten hieß. So verschmähete sie jedes Fest, was bestimmt der Lust geweihet war. Sie tanzte nicht, sie stand mitten unter den frohen Gestalten der Lust, wie die heitere, weise, warnende Grazie.

Die Frau von York gewann sie immer lieber, und noch lieber darum, weil ihr jüngster Sohn, ein edler Mensch, ein Mensch voll hohen Geistes, getroffen von den sanften, natürlichen,

anspruchlosen Reizen des Mädchens, sich um ihr Herz bewarb.

So wie Sophie es sah, und sie sah es spät, bat sie die Mutter, ihr zu erlauben, in das einsame Stift zurück zu kehren.

„Errathe ich Dich, meine Sophie?" fragte die Mutter.

„Wenn Sie errathen, so werde ich keine Fehlbitte thun."

„Liebes Kind," sagte die Frau: „Das Leben hat Forderungen an Dich."

„Die ich erfüllt habe, meine Mutter," antwortete Sophie sanft: „Ich liebte, ich wünschte, ich hoffte. Ich liebe noch. Das Leben hat mir die Hoffnungen genommen. Lassen Sie mir die seligen Hoffnungen eines bessern Lebens."

„Dein Glück, Sophie, muß nicht das Opfer einer Idee werden, die leicht ein Irrthum seyn kann."

„Wahrhaftig, ich folge nur dem Gefühle meines ganzen Wesens. Ich bin ihm treu, meine Mutter, dem Mann, der mich nie verließ, weil ich ihm treu seyn muß, nicht weil ich will. Ich

würde die Krone meines Lebens, meines Seyns verlieren, könnte ich anders fühlen."

„Du hältst doch nicht für Unrecht, wenn —"

„Ich halte eine ewige Liebe für besser als eine kurze; und wenn mir das bessere ward, liebe Mutter: warum soll ich es weggeben? Es ward mir."

„Gutes Kind, man kann sich leicht, auch über die schönsten, heiligsten Empfindungen täuschen."

„O wie leicht kann man das! Ich glaubte, jene Emeline lieben zu können. Ich glaubte, es zu müssen, und konnte es nicht. Ich glaubte, meine Liebe zu einem Opfer seines Glücks machen zu müssen, und war unglücklich."

„Darum! Du könntest noch einmal so irren!"

„Das kann ich nicht; denn ich liebe ihn noch eben so, wie je! O Mutter, fühle ich denn nicht, welchen Reiz das Leben hat? Sehe ich es nicht hier? O weiß ich denn nicht, wenn ich an Ihrem Busen liege, wenn Sie Ihre Enkel mit zarter Liebe umfassen, was ich verlieren muß? Aber so lange mir das Band heilig ist, das

mich und den Todten umfaßt, so lange — bis die Sterne fallen! O nein, nein! Ich muß von hier, nicht meines Herzens willen, sondern eines Herzens willen, das leichter sich täuschen könnte als meins."

„Da, liebste Sophie, da wir nun darauf kommen, so wie Du mir erzählst, war er — der Graf Roden, zum mindesten roh."

„O Gott, auch Sie!" fiel Sophie schnell mit heißen Thränen ein, „Was ihm fehlte, fehlte mir auch, ehe das Glück mich in die Arme meiner Mutter führte, in Ihre Arme, und Sie nannten mich nie roh! Er war ein Mann, muthig, edel, großmüthig, treu, fein, o mit welcher Zartheit fühlend! Sein Wort war rauh, sein Ausdruck, die Sprache, die er gehört hatte; aber die Quelle seiner Worte war rein, und süß wie Honig. Es fehlte ihm an Kenntnissen, aber er bedurfte ihrer kaum, so reich war die Welt, die in seinem Herzen lag. Mutter, wann werde ich einen Mann wiedersehen, der ihm nur nahe steht! Er war ein König. Die Männer, welche ich sah, waren nur Gemählde von ihm.

In der That, die Frau von York erröthete. Sie umfaßte das Mädchen und sagte leise: „Daß Du Recht hast, sage ich; daß ich die schöne Blüthe für die Frucht nahm, sage ich."

Sophie reiste ab, und die Mutter nahm dem Sohn alle Hoffnungen, und reiste Sophien nach.

15.

Das Gegenbild.

Da steht Emeline in ihrer Witwentrauer, die ihr so schön steht, und auf deren Schmuck sie Stundenlang am Putztische sinnt. Sie weint, sie jammert um den Tod des Mannes, den sie wirklich liebte; aber ein kleiner Theil ihres Herzens gehört doch dem Schmerze nicht ganz, gehört doch noch den Freuden des Hofes, der Eitelkeit, ihrer Schönheit.

Ehe sie die erste Trauer ablegt, ist der erste Schmerz schon vorüber. Sie hört von allen Seiten den Rath der Freundschaft, daß man den

Schmerz zerstreuen müsse: und sie folgt dem Rathe. Eine neue, selige Hoffnung steigt in ihrem Herzen auf; denn ihr Vater verräth einmal, und wieder, daß Graf Hans auch wohl noch leben könnte; aber sie folgt dem Rathe dennoch.

Der Rath glückt. Die Freuden des Lebens zerstreuen sie. Hoch aufgeblüht, steht sie da am glänzenden Hofe, angebetet, verehrt, wegen ihrer Schönheit, wegen ihres feinen, gebildeten Geistes. Ihr Reichthum, ihr Reitz lockt einen Kreis von Anbetern um sie her. Sie hat die Wahl unter den Großen des Landes, unter den edelsten Jünglingen; „aber,“ sagt sie, die Blicke traurig in die Vergangenheit werfend — „sie sind nicht, wie Er. Er allein war ein Mann! Und was ihm fehlte, das ließ die Natur an ihm fehlen, weil er sonst das Ideal des Mannes gewesen wäre. Und — o wäre es wahr! O lebte er noch! Käme er einmal zurück! O gütiger Himmel! Nein, er soll das liebende Mädchen so rein, so schuldlos von aller fremden Liebe antreffen, als er sie verließ!“

So sprach sie, so dachte sie. Sie liebte ihn wirklich. Sie blieb ihm treu, bis auf einige Thorheiten, zu der die Eitelkeit sie in süßem Taumel weiblicher Triumphe hinriß. Sie lebte mit ihren Eltern den Sommer in Roden. Es war ihr angenehm, daß Sophie nicht da war. Sie verlor aber den Hof nicht aus dem Gesichte; denn sie stand mit ihrer Busenfreundin in einem schnellen Briefwechsel. Sie hatte die Stille des Landes selbst gewählt, um sich den Beweis zu geben, daß sie ihren verlornen Verlobten allein, und mit einer treuen Großmuth liebte.

Da erhielt sie einen Brief ihrer Freundin.

„Meine Briefe verfolgen Dich, gute Emeline, wohin Du gehst, wie meine Liebe. Die Welt scheint mir ausgestorben, seit Du weg bist. O über dieses geschmacklose, fade Leben, sobald Du den Reitz der Freundschaft aus ihm wegnimmst! Nichts, als Gemählde von Menschen, hingesudelt von einem Anfänger, stehen sie da, und verfolgen, wie Gemählde, stets mit ihren Blicken die Lust, der sie kein Vergnügen abgewinnen können. Die besten sind höchstens Glie-

derpuppen, die der Hofmarschall, oder der Fürst in Bewegung bringt, oder eine neue Mode von Paris. Ich gehe kalt in diesem Wachsfiguren-Kabinet auf und nieder, und erschrecke oft, wenn aus der kalten Lippe zuweilen ein warmer Hauch, ein warmes Wort hervorkommt.

„Todt ist alles, seit Du weg bist: das ist mein ewiger refrain bei diesem witzlosen Fastnachtsspiel.“

„Aber in diese todte Masse ist doch der Hauch eines tollen Lebens gefahren. Ich möchte Dich jetzt hier sehen, Emeline, aber nein, es ist gut, daß Du erst kommst; denn ich hoffe, Du sollst kommen, wie der Zufall im Schauspiele, der den verwickelten Knoten zerhaut. Herr von Ronden ist hier angekommen, und der hat die Bewegung mitgebracht.“

„Herr von Ronden? Ja, Herr von Ronden! Vor ihm her ging das Gerücht, das die Gesandtin mit aus Paris gebracht hat, er sey der schönste aller Männer, der witzigste aller Männer, dem es nie an einer Antwort gefehlt hat, dessen Einfälle sogar in Paris zu bon-

mots geworden sind; dazu ein starker Geist, der das Leben und die Natur in ihren geheimsten Werkstätten beschlichen hat, der das Herz kennt, wie seinen Namen. Ein wundersamer Mensch, der dem Gemeinsten, wie dem Höchsten die Freude abzugewinnen weiß, der den Königsthron wie den Bettlersack mit gleichen Augen ansieht; der vor gar nichts erzittert, weil ihm alles dienen muß, weil er alles beherrscht."

„Im funfzehnten Jahre focht er als Malteser schon gegen die Türken, wie ein Held, und erhielt das Kreuz im siebenzehnten als die Belohnuug seines Muths. Die Ritter gaben dem Knaben den Namen La Valette. Er machte dann eine Reise durch ganz Europa. Vor ihm ging der Glanz seiner That, und er folgte in dem Glanze jugendlicher Schönheit, voll Unschuld, Geist und Talent nach, und verdunkelte selbst seinen Ruhm. Am Versailler Hofe war er geehrt. Man brauchte sogar den jungen Menschen, der noch halb Jüngling war, in Geschäften, die Gesandtin sagt, in wichtigen Geschäften. Er hatte große Familien zu versöhnen,

beleidigte Weiber zu besänftigen, Minister zu beschwatzen, Graubärte zu verführen, und das gelang ihm. Nichts mißglückte.

„Das alles erzählte die Gesandtin mit einer Begeisterung, die alles mit begeisterte. Und Du kannst nun denken, Emeline, wie alles der Erscheinung dieses neuen Gestirns, der Ankunft des Vogels Phönix, entgegen harrte.

„Was ich dachte? sie werden uns da ein Männchen bringen zum Erstaunen des ganzen weisen Hofes, das, wie das Nürnberger Männchen mit Quecksilber gefüllt, Kopf über schießt, und allerlei Künste der Art treibt.

„Pah!" rief der alte satyrische General Bomsen — „wie viel gibt man auf dem ersten Platz? und sind die Kinder frei, Ihre Exzellenz?" Aber Ihre Exzellenz machte ein höhnisches Gesicht zu dem Einfall.

„Das Bild außen an der Bude ist immer das schönste an einem Wunderthiere!" sagte die Oberhofmeisterin, die an keine Größe glaubt, als an ihre eigene, die gern sagte, sie hätte in ihrem funfzehnten Jahre, wenn nicht ein tür-

kisches Kriegsschiff, doch alle Männer darauf erobert.

„Ich zähle," sagte der Baron Stein — „sieben Malthéser in meinem Hause," und warf sich unmerklich in die Brust.

„Wohl gar in gerade aufsteigender Linie?" fragte mit Blitzesschnelle der General. Das stiftsfähige Schaf antwortete: „Wenigstens zwei, Herr General!" Ich mußte lachen zum Erstikken, und glaubst Du wohl, daß mich Zehne fragten, worüber ich lachte?

„So wurde das nun nach Hofes Sitte durchgearbeitet. „Mich soll nur wundern," sagte das Fräulein Rauch, ihre Flügelmannsgestalt noch höher aufbäumend — „wenn er so schön ist, ob er größer seyn wird, als Major Hahn!"

„Sonach, Fräulein, ist Saul der schönste Mann im alten Testamente; denn er ragte einen Kopf lang über alles hervor, und ich weiß nicht, warum Sie und Major Hahn nicht so gut die Eminenz verlangen könnten, als alle Kardinäle!"

„Sie wußte nicht, was der General meinte.

„Ist er denn reich?" fragte Fräulein Schaum, die immer ans Heirathen denkt.

„O ja!" rief der General — „aber Schade, der Mann darf nicht heirathen, als Maltheser."

„Lieber Himmel!" sagte sie recht unschuldig — „und man macht solch einen Lärmen davon?"

„Nun kam er denn endlich an. Alles fuhr; was Jahre lang nicht bei der Cour gewesen war, war heute da. Ich stand an der Thür, um den Vogel Phönix herein triumphiren zu sehen, und in der That, Emeline, ich wurde überrascht von ihm.

„Eine stolze edle Figur, einfach gekleidet, nicht einmal Uniform, mit dem einfachen Malheser-Kreuz auf dem Herzen, welches das Kreuz verdient hat, trat in den Saal. Das Gesicht, wie beschreibe ich es Dir? Ja, wahrhaftig, da hab' ich es. Er sah dem Grafen Roden, Deinem verstorbenen Verlobten, ähnlich.

„Merke das, mein Kind! Und laß Dir das eine Warnung seyn! Eben die stolze kühne Stirn, die lange sanft gebogene Nase, der offne geistreiche Mund, das schöne Oval des Gesichts, nur

unter der Stirn, unter einem Paar hoch gewölbten Augenbraunen brannten zwei schwarze, blitzende große Augen, die ich wohl in einer Türkenschlacht, oder in einer ernsthaft gemeinten Liebeserklärung sehen möchte.

„Anstand und Gang wie eines Mannes, der die Welt gesehen hat, und die man zur Noth für Geld vom Tanzmeister haben kann. Aber das Auge machte ihm überall Raum, und gab Gestalt und Gang Bedeutung, Kraft und Grazie. Das Gesicht war braun gebraten in Maltha und Spanien. Das Haar gekräuselt, wild, einfach; aber es hatte auch Bedeutung, wie der Name Krauskopf. Sicher kam die Krause nicht von dem Eisen eines Friseurs, sondern die Flamme im Innern hat den Krauskopf gemacht.

„General Bomsen, der neben mir stand, sagte: Der König Saul ist es nicht; aber er sieht aus wie David, der es mit Riesen aufnahm. Sie, Fräulein, werden mir sagen können, ob er schön ist.“

„Dann muß ich ihn erst tanzen sehen, Herr General, und wissen, ob er einen süßen Athem

hat, und schöne Zähne, und ob er mich auszeichnen wird."

„Der Fürst sprach lange mit ihm, und dann führte er ihn zu der Fürstin, die von ihm bezaubert ist, wie alle Andre, die in der Nähe waren. Ich blieb am Fenster in der Ferne stehen; denn ich mag nicht gern einen Mann nach etwas auswendig Gelerntem beurtheilen. Daß sein Benehmen frei war, ungezwungen, das rechne ich ihm nicht an. Ein Mann, der im sechszehnten Jahre ein Held ist, und sein drei und vier und zwanzigstes Jahr in Versailles am Hofe gelebt hat, hat vom Merkur Flügel an den Füßen und am Kopfe. Aber ob er den Wunderstab Merkurs hat, womit er die Seelen in Hölle und Himmel führt, ob er ein Götterbote ist, oder ein gemeiner Bote von Worten und Tönen: das will ich wissen, und so ließ ich ihn erst die Runde herum seine fünf ersten Tanzpositionen machen, mit denen man anfängt, und stellte mich einfältig und blöde, als seine Strahlen auch mich zu vergolden anfingen.

„Der General, der mit ihm redete, hätte mich bald verrathen. Und so fuhren wir nach Hause. Das Fräulein Rauch weiß gewiß, wie viel Zoll er mißt; denn sie schüttelte den Kopf, daß er kein Ungeheuer war, wie Vater Adam, der durchs Weltmeer ging, ohne sein Schurzfell naß zu machen. Doch Jedem das Seine! das sagte der General.

„Haben Sie den Maltheser gesehen? hieß es nun an allen Orten. Ich ließ den Mann erst zu Athem kommen. Ich rede nicht gern mit Leuten, die eben vom Triumphwagen, oder von der Emporbühne nach einer Huldigung absteigen oder von einer Rednerkanzel, oder von einem schlaffen Seile. Endlich nach guten vier Wochen sprach ich ihn in einer kleinen Gesellschaft bei dem Faun, dem General.

„Das Seltene, mein Fräulein, sagte er mir, wie mein Name genannt wurde, will gesucht seyn.

„Wem machen Sie ein Kompliment, Herr von Ronden, mir oder sich selbst? Mich dünkt, das Seltsamste am Menschen ist, daß

er sich für etwas Seltenes hält. Ich bin der guten Meinung, daß zu einer Schaumünze ein paar Jahrhunderte gehören, uud der Name Sybille ist mir doch für Runzeln zu theuer. Ein Goldstück dünk ich mich zwar zu seyn, unter den Scheidemünzen hier, doch mit einem starken Zusatz von unächten Metall. Aber Werth hat das nicht; man wechselt sein Gold für Münze ein, weil es bequemer ist, der Weise so gut, als der Thor."

„Er sah mich erstaunt an, daß ein Mädchen das Herz haben konnte, das zu sagen."

„Aber" sagte er, „ich sollte ein Paar seltene Schaumünzen sehen, immer zusammen, Sie und die Gräfin Roden."

„Schaumünzen? So möchten Sie wohl den Münzwardein mit uns machen wollen, zu wissen, wie viel wir gelten? — Das eben ist meine und der Gräfin Roden Kunst, was wir werth sind, zu verbergen."

„In der That, Fräulein, man hat mir von dieser Gräfin Roden Liebenswürdigkeit so viel gesagt, daß —"

„Sie es kaum erwarten können, Sie zu sehen, um zu sagen: was man nicht alles sagt!'

„Nein, daß ich die Freundin fragen wollte, was die von der Freundin sagt?"

„Was die? die sagt, Gräfin Roden ist eben gut genug für einen Mann, der sich nicht dünkt, ein Meerwunder zu seyn. Sie hat Verstand genug, zuweilen zu schweigen und zu glauben, es wäre das klügste, was sie thun könnte. Ihre Zähne sind hübsch genug, um bei den meisten Gelegenheiten lachen zu dürfen. Sie sieht der Minerva des Kardinals Bembi ähnlicher als der mediceischen Venus, und meint, das sey gut genug. Uebrigens, mein Herr Ritter, wäre es eitel, die Freundin zu loben, und noch eitler, sie zu tadeln."

„Ich verbeugte mich. „Haben Sie jede kleine Indiskretion so sehr gerügt —"

„Ja, weil Sie mich mit einer Schaumünze vergleichen; die haben ein scharfes Gepräge; das andere greift sich ab unter dem kleinen Handel, in den vielen Händen."

„Persifflage sollte eine leichte Münze seyn, Fräulein!“

„Sie werden sie hier leicht, und glatt genug finden.“

„Medaillen-Antworten gehören dem Trauerspiel.“

„Sie werden's auch traurig finden, sage ich Ihnen.“

„Herr Ritter,“ rief der General, „das Fräulein heißt Fräulein Nessel, habe ich Ihnen das gesagt? habe ich Ihnen das gesagt?“

„Für Thoren, die unvorsichtig zufassen. Ich habe keine Schönheit mich zu wehren, Herr General.“

„Und so hat sie den Geist zum Schilde des Gesichts gemacht,“ antwortete der Alte recht derb.

„Der Ritter ging und kam wieder, und immer wehrte ich ihn ab. Ich sah's, daß er in diesem komischen Streite den Sieg gewinnen wollte, den ich ihm um keinen Preis gelassen hätte. Er hat ebenfalls von Dir gegen den General gesprochen, und gefragt: ob das Gerücht an Deinem Lobe nichts übertrieben hätte. Der Alte, wie

immer, hatte ihm nichts, als bald das, bald jenes geantwortet.

„Sieh, ich wäre darüber hingegangen, wie über viele dergleichen Erscheinungen, die wie hellleuchtende Himmelsmeteore aufzogen mit Blitz und Donner, und am Ende fiel ein schwarzer Stein zu unsern Füßen herab, bis auf die Erscheinung Deines Ingenu, Emeline, der wie ein Mann auftrat, wie ein Mann stand, und wie ein Mann endigte, wenn er geendigt hat. Was Du mir von Deinem Vater vertraut hast, kann wahr seyn. Denn es ging vor kurzen das Gerücht, daß er gefangen sey. Aber warum schrieb er nicht? —

„Ich wäre darüber hingegangen, über dieses neue Meteor, wenn der Mann fein demüthig auf seinem Triumphwagen gesessen hätte. Gut, er hatte einen Liebeshandel mit der schönen Präsidentin, und so herab durch das ganze Alphabeth. Das Glück haben Krausköpfe gehabt, ohne sein Gehirn, und werden es haben; denn bei einem Liebeshandel mit einem so schönen Maltheser ist Geist und Witz nicht einmal eine De-

koration; daß er aber Abends, wenn er um Elf von dem General wegfährt, seinem Bedienten im Vorzimmer ganz laut zuruft, daß alle langen und wiederhallenden Ohren der jungen und alten Klatschen es hören können, ganz laut ruft: „Zur Präsidentin!“ Das ist eine Unverschämtheit, die ich ihm nicht zu gut halten kann, und hätte er Konstantinopel erobert. „Herr Ritter, was wetten Sie, ich bereite Ihnen ein Unwetter zu?“

„Also, liebe Emeline, so komm denn zurück! Die siegende Emeline tritt dann hier auf, und alle Präsidentinnen von der Welt sind vergessen. Der Ritter sieht Dich, o und mich soll wundern, was er für Augen machen wird, wenn er das schöne Kind der Natur, der Unschuld und der Liebe in Einem Mädchen erblickt!

„Versteht sich, Emeline, Du machst ein paar große Augen, wenn Du ihn erblickst, als sähest Du den Himmel offen. Du ziehst ihn an, stößt ihn ab, daß er in Bewegung geräth, wie ein Korkkügelchen an einer Elektrisirmaschine. Du wirfst ihn in die Hölle, hebst ihn in den

Himmel. Er steigt, er sinkt, wie ein Kartesianisches Teufelchen nach Deinen Winken. O mein Herr Ritter, es sollte mich wundern, wenn aus Ihnen nicht ein Ritter von der traurigen Gestalt würde!

„Höre, liebe Emeline! Der General sagte: „Wenn Emeline nicht hier ist: so ist's mir, als fehlte es an frischer Luft." Alle Götter der Freude erwarten Dich. Was er sagen wird, wenn er sieht, was er noch nie gesehen hat — Emelinen? Deine Julie."

Das war der Brief, den Emeline mit pochendem Herzen las. Fräulein Julie hatte den Ritter mit ihrem Witze angezogen. Sie war nicht hübsch genug, ihn zu halten. Der Ritter verlies sie, und Juliens Herz brannte nach Rache. Sie machte Emelinen zum Werkzeuge ihrer Leidenschaft.

Wie konnte Emeline dieser Lockspeise, wie konnte sie diesem Triumph widerstehen? Sie flog in die Stadt. Sie sah den Ritter, und sie machte in der That einen höchst überraschenden Eindruck auf den Maltheser. Das Mädchen schien ihm,

mit ihren brennenden Augen, eine leichte Beute; aber er hatte sich geirrt. Sie vermied alle seine Netze mit einer immer abwechselnden Bewegung. Der General, der boshafter war, als Julie und Emeline, verrieth dem Ritter den Plan der beiden Mädchen halb und halb. Der Ritter hatte den Ehrgeiz der großen Welt; er beschloß, Emelinen zu bestrafen. Nun entstand ein gegenseitiges Spiel, von Verstellung, List, und Künsten in denen sich beide Partheien gefielen, weil eben so viel Triumphe, als Niederlagen dabei waren.

Aber die arme Emeline mußte sich doch zuletzt ganz insgeheim gestehen, daß ihr Herz eine Bewegung fühlte, die jede Niederlage des Ritters zu einer Art von Triumph für ihn machte. Das Spiel verlor an Lebhaftigkeit von beiden Seiten. Man fing an, zutraulicher zu werden. Der Ritter sah in der Ferne schon die Siegeskränze hängen, Emeline auch. Da erschien ein Mann am Hofe, von einem benachbarten großen Hofe, mit einer geheimen Kommission an den Fürsten. Eine tiefe Narbe über

das Gesicht, die aber das Gesicht nicht entstellte, war wohl so viel werth, als das Kreuz des Maltheseꝛs. Er trug auch das große Kreuz eines hohen Ordens, und zog — denn er war ein schöner Mann, und nach seinen Bedienten und seiner Equipage zu urtheilen, ein reicher Mann — Aller Augen auf sich.

I.

Graf Hans.

Der Fremde hieß Baron Brossard. Er hatte Aehnlichkeit mit dem Ritter, und Emeline, als sie ihn zum erstenmale sah, blieb betroffen stehen; denn es schien ihr, als sähe sie den Grafen Hans vor sich. Nur war der Fremde ein paar Zoll höher, als Hans, und stärker. „Gotter ist's!“ sagte sie. Aber sein Anstand war es nicht. Es lag etwas so edles, so gehaltenes in dem Anstande des Fremden, daß sie zweifelte.

Sie kam näher, sie hörte ihn reden, und sie hätte schwören mögen, es sey Hans; denn der Ton seiner Stimme war Hansens Ton; aber es war wieder nicht sein verwahrloseter Ausdruck. Dieser Brossard redete schön, fein, er hatte Kenntnisse, die Hans nicht haben konnte. Auch war sein Haar schwarz, und Hansens Haar war blond. Er war es nicht, und doch ihm so ähnlich. Dazu war die Nachricht vor vier Wochen bei dem Grafen Roden eingelaufen, daß Graf Hans in der Gefangenschaft gestorben sey. Man hatte den Todtenschein versprochen. Graf Roden erwartete ihn mit Ungeduld, um ganz Herr über die Güter seines Neffen zu werden.

Emeline hatte sich nicht geirrt. Es war Hans selbst; aber Hans, der ganz verwandelte Hans, der vor Emelinen als Baron Brossard mit einer schwarzen Haartour stand. Die feindliche Patrulle hatte ihn in seiner Hütte zum Gefangenen gemacht. Die Bewohner des Dorfs waren geflohen. Der alte Jakob sah nur, wie die Husaren um den Grafen

mit gezogenem Säbel herstanden, und ihm droheten. Man zog den Alten aus der Hütte. Er entfloh. Man hob den Grafen auf ein Pferd, und führte ihn fort.

Bei dem Plündern des Dorfs kam Feuer aus. Alles war in Verwirrung. So entstand das Gerücht vom Tode des Grafen. Der Graf wurde weggebracht. Die Bewegung, die nicht angreifend war, that ihm wohl, bei seiner Kraft der Jugend. In vier Wochen war er gesund. Der Friede wurde erklärt. Er war in Ungarn. Man that ihm den Vorschlag, Dienste zu nehmen gegen die Türken.

Er willigte ein. Sein Taschenbuch mit reichen Wechseln war ihm geblieben. Er zog gegen den Feind. Er zeichnete sich aus, und so aus, durch seine Tapferkeit nicht nur, auch durch seine Sitten, durch seine Wachsamkeit, durch Ordnung im Dienst, daß der General der Avantgarde ihn in seinen Generalstab nahm.

Auf einmal fühlte Graf Hans selbst, was ihm fehlte. „Kleinigkeiten," sagte er lachend — „Federfuchsereien. Nichts weiter!"

„Wohl," sagte der General — „mag seyn, lieber Graf, aber Sie fehlen doch."

Ein höchst gebildeter Offizier im Generalstab, ein Ausländer, ohne Ahnen, wurde verfolgt. Hans rettete ihn aus einer Kabale, die ihn verderben sollte, durch sein gerades Wesen, womit er die Kabale entdeckte, durch den Muth, womit er an der Seite des Schlachtopfers fest stand, da alles ihn schon verlassen hatte. Sie wurden Freunde, und der gerettete Freund wurde des Grafen Lehrer in dem, was ihm fehlte. Die Winterquartiere, die das Regiment in Presburg nahm, vollendeten des Grafen Bildung. Auch dieser Krieg war nach einem Feldzuge vorüber.

Hans nahm den Abschied, mit dem Versprechen an den kommandirenden General, wieder da zu seyn, wenn's wieder losginge. Er erhielt den Orden, und seine Stelle in der Armee. Er stand jetzt an, ob er nach Hause oder eine Reise machen wollte. Sein Freund rieth ihm zu einer Reise in seiner Gesellschaft. Er reiste mit einem jungen Fürsten durch Italien

und Frankreich. Hans schwankte, aber die Freundschaft zog ihn zu stark, und die Neugierde, die jetzt Wißbegierde geworden war. Er reiste, er las, er schrieb, er beobachtete, er blieb sich gleich, immer ein edler Mann; nur verlor er die scharfen Ecken seiner Erziehung und Unwissenheit. So waren zwei Jahre hingelaufen. Die Freundschaft war immer fester, immer inniger geworden.

Als sie sich an der Gränze Deutschlands trennten, sagte sein Freund: „Roden, nun geh, und wenn Du dem Rathe Deines Freundes folgen willst: so genieße des Friedens, des häuslichen Glücks! Dein Herz verdient Liebe, und wird Dir die schönsten Güter des Lebens im hohen Maaße geben."

Da legte Hans die Hand an die Stirn, und schüttelte wehmüthig seinen Kopf. „Was hast du? Was ist, Roden?"

Da faßte der Graf seine Hand, und erzählte ihm alles, seine Liebe, seine Zweifel.

„Und man hält Dich für todt?"

„Das muß man wohl! Man weiß von mir nicht ein Wort. Ich mochte nicht schreiben; denn noch einmal konnte der Tod mich auf dem Schlachtfelde finden, und ich hätte Ein Herz wenigstens, Sophiens Herz, zwei Mal gebrochen. Nachher — war mir es doch, Lieber, als sollte ich mit dieser Narbe, die mich unkenntlich machen muß, zwischen sie treten, und sehen, hören!“

„Das thu, Roden! das eben wollte ich Dir rathen.“

„Was werd' ich finden? o was? Ich liebe sie Beide, und jetzt — jetzt, da ich weiß, was Bildung ist, wie sie zum glücklichen Leben, voll einer schönen Thätigkeit, so nothwendig gehört: jetzt muß ich sagen: O hätte Emeline Sophiens Herz, oder Sophie Emelinens schöne Bildung!“

„Ist das Herz nicht alles, Hans?“

„Wohl, alles! Ach, und wie sie mich liebt! o wie sie mich liebte! Doch lebe wohl! Ich muß entscheiden.“

17.

Die Entscheidung.

So ging der Graf mit einem Auftrage des jungen Fürsten, der mit ihm auf Reisen gewesen war, in die Residenz, unter seinem fremden Namen. Er ging in das Wirthshaus, wo er vielleicht seinen alten Jakob zu finden hoffte, und fand ihn. Er winkte ihn hinaus, und Jakob erkannte ihn am ersten Ton seiner Stimme. Der Alte mußte mit ihm gehen, und Jakob saß bis gegen Morgen bei dem Grafen, und erzählte ihm alles, was er wußte: der Gräfin Emeline Trauer um ihn, und Sophiens Aufenthalt in dem Witwenstifte, und ihren festen Entschluß, ihn, so lange sie lebte, zu betrauren, so viel Männer auch um ihre Hand geworben hätten.

Graf Hans verbot seinem alten Freund, Jemandem ein Wort von seinem Daseyn zu sagen. Er konnte auf seinen Gehorsam rechnen. „Haben Sie die Gräfin gesehen, Herr Graf?“ Der alte Mann konnte den Grafen nicht mehr

Du nennen. Der Alte plauderte etwas von dem Maltheser-Ritter, und setzte hinzu: „Ich glaube es ewig nicht; denn der kann nicht heirathen.“

Hans ging zu Mylord Gower, und entdeckte sich auch dem. Sie erneuerten die alte Freundschaft, und beim dritten Wort waren sie bei Emelinen, und beim vierten wieder bei dem Maltheser-Ritter. Hans sagte nichts.

Nun sah er Emelinen selbst. Sein Herz wallte auf, da diese die erschrockenen Blicke auf ihn warf. Er hatte Mühe, sich nicht zu verrathen. Sie war jetzt noch schöner, als sonst. Sie näherte sich ihm mit einer Bewegung, die er nicht verkennen konnte. Er mußte sich gewaltsam beherrschen, als er sie anredete. Aber es gelang ihm, sie zu überzeugen, daß er nicht Graf Hans sey. Er behandelte sie so fremd, so gleichgültig. Er sprach so ruhig von seinem Geburtsorte in dem nördlichen Frankreich, redete so geläufig französisch, daß ihr kein Zweifel mehr übrig blieb.

Da sah er sie auch mit dem Maltheser zusammen, und er war entschlossen.

Mylord Gower war auch thätig für seinen Freund. Er gehörte zu den allergenauesten Bekannten des Malthesers. Er wollte durchaus nicht, daß sein großmüthiger Freund verrathen würde. Der Maltheser wollte lieber Rache als Liebe an dem Mädchen, das sich vorgesetzt hatte, ihn zum Narren zu haben. So las Hans ein Billet Emelinens an den Maltheser, und er lächelte doch ein wenig schmerzhaft.

Sein Geschäft am Hofe war vollendet. Er gab Abschiedskarten ab, und reiste weg.

„Sie reisen ab, Herr Graf?" fragte Jakob, der mit ihm mußte. „Das begreife ich nicht."

„Jakob," sagte Hans — „mit der Sünde unterhandeln ist schon Sünde. Das sagte der alte ehrwürdige Prediger. Laß mich! laß mich!"

Er kam abends beim Kloster an, wo Sophie lebte. Eben saß Sophie bei der Frau von Bork, in der Stille der Mitternacht,

und erzählte ihr mit bebender Stimme von dem geliebten Todten: da ertönte das liebliche Adagio eines Horns.

„Was hast Du, Sophie?“ fragte die Frau von Bork Sophien, die in die höchste Bewegung gerieth.

„Ach,“ rief sie — „diese Töne erregen allemal meine Seele.“ Aber jetzt sprang sie lautschreiend auf, und rief: „Gott im Himmel! er ists! Es ist Hans!“ Denn die bekannte Melodie zog wie eine Engelharmonie in ihre Seele. Sie stürzte hinaus, schwankend, schwebend, bleich, zitternd. Die Frau von Bork ihr nach. Sie lag in des Grafen Armen, an seinem Herzen.

„Hier bin ich, geliebte Sophie!“ sagte er — „steht mein Stern noch? unverändert?“

„Er steht unverändert, geliebter Graf!“

„Ist er nie untergegangen?“

„Nicht in der Natur, nicht in meiner Seele! Mein Leben war nur eine stille Trauer um Dich! Er ists, o meine Mutter! er ists! der Graf Roden ists!“

Die Frau von Bork zog sie Beide ins Zimmer. Da stand Sophie vor ihm in der tiefsten Witwentrauer, mit dem schönen Gesicht, das der Schmerz blaß gemacht hatte.

Die Gegenwart der Frau von Bork zerstreuete den Sturm der Empfindung. Hans erzählte seine Rettung mit Worten, die sogleich zeigten, wie er die zwei Jahre genützt hatte. Sophie schwamm in Thränen des Entzückens, und in der Unruhe der Zukunft. Frau von Bork sah es, sie führte das Mädchen an das Instrument. „Ich bitte Dich, Sophie! jetzt spiele und singe: Wiedersehen!“

Sophie hob ein Vorspiel an; denn sie hatte ja keine Stimme vor Seufzern. Dann aber erhob sich jubelnd das Herz und die Stimme, und Engel freuten sich des hohen Glücks der Menschen, die sich trennen und wiedersehen. Und jetzt sah Hans erst, wie ganz anders Sophie war, und er horchte auf ihr Gespräch, und es schien ihm ein Wunder, was an ihm selbst kein Wunder war.

„Es ist Morgen!“ rief die Frau von Bork. Sie trieb ihn weg. „Wenn die Sonne auf ist: so kommen Sie wieder, Herr Graf!“

Er kam. Nun sah er Sophien in dem Glanze jeder Schönheit. Er ging mit ihr durch die Gärten. Nach einer Stunde sank er zu ihren Füßen, und sagte: „O Sophie! Du warst mein! immer mein! Welch ein Gespenst verblendete meine Augen, daß ich glauben konnte, ich liebte eine andere! Dich habe ich immer geliebt. Sey nun ganz mein! beselige mein Leben, geliebte, theure Sophie!“

Sie reichte ihm die zitternde Hand. „Und Emeline?“ fragte sie erblassend.

„Du lagst vor ihr auf den Knieen, und sie stieß Dich von sich. Ich lag am Tode, und sie verließ mich. Aber ich war ihr Verlobter. Das bin ich nicht mehr. Glaube mir, das bin ich nicht mehr!“

Sie fragte nicht, und glaubte ihm. Noch ein paar Tage blieb er im Kloster. Dann fuhr er mit Sophien und seinem alten Vater nach Roden.

Wie erschrak alles auf dem Schlosse, wie freute sich alles im Dorfe, da Graf Hans ausstieg!

Er trat zu dem Oberamtmann. „Sie ziehen Morgen ab!" sagte er befehlend.

„Meine Pacht, Herr Graf. — —"

„Sonst laß ich heute die Untersuchung über Ihr Verfahren hier angehen."

Der Oberamtmann bückte sich, und fing an einzupacken. Jakob hatte den Auftrag, alles mit dem Oberamtmann abzumachen. „Laß gehen! Es ist Emelinens Vater, es ist mein Oheim!" Nun versammelte das Läuten aller Glocken die Gemeinde, und Graf Hans und Sophie, begleitet vom ganzen Dorfe, gingen in die Kirche, wo der alte Pastor das junge Paar zu einer glücklichen Ehe einsegnete.

Der Oberamtmann hatte sogleich einen reitenden Boten in die Stadt zu dem Grafen gesendet. Der Graf erschrack heftig. Er rief: „Es war Hans, Emeline! Was hast Du gemacht?" Emeline erblaßte. „Wie?" rief der Graf, weiter lesend: „der Unverschämte!

Wie? wäre es möglich? Sophie ist seine Frau." Emeline erblaßte noch mehr; aber sie machte ihm keine Vorwürfe.

Sie sah auf einmal, daß sie verrathen war. Das Zusammenseyn des Grafen mit Mylord Gower, mit dem Malthesér, der auf einmal mit ihr den Umgang abgebrochen hatte, zeigte ihr den Gang, den sie genommen hatten, sie zu verderben.

Sie faltete die Hände, in ihren Augen hingen Thränen. Sie schwankte auf ihr Zimmer. Da mit der Liebe gegen den Grafen, die nun wieder erwachte, als sie ihn auf ewig verloren hatte, ergriff sie die Feder, und — brach mit ihrer Freundin Julie auf ewig.

Ihr Vater reiste nach Roden. Er stürmte zu seinem Neffen ins Zimmer; aber als der da stand, hatte er nicht das Herz, das zu sagen, was ihm der Zorn eingab.

„Fragen Sie Emelinen, lieber Oheim," sagte der Neffe ruhig: „und lassen Sie uns Freunde seyn! Hier ist die Quittung, daß alle Rechnungen abgethan sind." Der Oheim nahm

die Quittung, schwieg, und reiste in die Residenz zurück.

Der Maltheser hatte seine Rache, und sie ging von Ohr zu Ohr. Die schöne Emeline hatte nichts anders zu thun, als eine Reise mit ihren Eltern zu machen, die vier Jahre dauerte. Sie fand in Dresden den Grafen Dornberg, der sie liebte. Sie gab ihm ihre Hand mit dem letzten Seufzer des leeren Herzens.

Er war doch sehr reich. Er war ein Weltmann, der sich recht gut das Ansehen eines sehr verdienstvollen Mannes geben konnte. Sie gingen wieder in die Residenz zurück, und Emeline freute sich, da sie hörte, Hans wäre da als Landes-Direktor angestellt. Das war er. Der Fürst, der ihn in dem kleinen Geschäft als einen Mann kennen gelernt hatte, wünschte, ihn in seinem Dienst zu haben. Er hörte von dem Gesandten des Kaiserlichen Hofes so viel gutes von diesem Grafen Roden, von seiner starren, unbezwinglichen Redlichkeit, von seinen Kenntnissen im Ackerbau, die er mit Liebe über alle vermehrt hatte, daß er ihm die Stelle als Landesdirector antrug.

Hans machte seinen alten Jakob zum Regenten seiner Güter, und zog, weil er fühlte, er würde dem Lande nützlich seyn, in die Resi-

denz. Das freute Emelinen; sie klatschte in die Hände. „Wie lächerlich wird seine Frau werden mit ihren bäuerischen Sitten!“ Sie flog mit Lust in die erste Gesellschaft die beste, wo Graf Hans war, und sah zu ihrem höchsten Erstaunen, daß Sophie die Krone der Gesellschaft war, ein Weib, sanft und freundlich, ohne Ansprüche, voll Talente und Kenntnisse. Die edelsten Männer bewarben sich um ihre Freundschaft, und selbst die Weiber redeten mit Achtung von der Gräfin Roden.

Emeline warf sich bitterlich weinend auf den Sofa, als sie allein war. Ach, sie wurde noch einmal bitter an die schöne Vergangenheit erinnert; als Hans Minister wurde, und das Land sich darüber glücklich pries; als sie von der unendlichen Liebe hörte, womit der Graf seine Gemahlin liebte, und den Haufen schöner Kinder, die sie ihm gab.

Hans, an jedem glücklichen Tage, an jedem unglücklichen, reichte seiner Frau die treue Hand, und blies muthig das alte Lied:

Und laß die Sterne fallen,
Laß Sonn' und Mond vergeh'n;
Mein Horn muß doch erschallen
Auf allen grünen Höh'n!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Sittenspiegel für das weibliche Geschlecht

Bd.: 6

Görlitz 1811

Ph.pr. 725 i-6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041060-5